

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 24. November 1877. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 8.

Unser Graf.

Eine Erzählung von Theodor Hermann Pantenius.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11. VI. 70.

Alice hatte die ganze Nacht hindurch darüber nachgedacht, was sie zu thun habe. Sollte sie ihre Stellung sofort aufgeben? Das hieß sich trennen von den ihr schon lieb gewordenen Kindern, das hieß auf die Möglichkeit verzichten, ihren Vater unterstützen zu können. Auf der andern Seite war ihr durch den Bruder der Hausfrau und, wie sie fest glaubte, indirekt durch diese selbst eine unerhörte Beleidigung zugefügt worden. Handelte sie nicht auch im Sinne ihres Vaters, ihres so stolzen Vaters, wenn sie — eine Heinersdorf — sich solche Dinge nicht gefallen ließ? Und wer waren denn diese Campbells, die so gegen eine Heinersdorf zu verfahren wagten? Hergelaufene Schotten, die seit kaum zweihundert Jahren im Lande waren.

„Ach, hätte sie nur den Grafen um Rath fragen können! Und doch, es wäre unnütz gewesen, ihn zu fragen, er konnte ja nur sagen: „Wirf den Leuten den Mammon, um den sie Dich gekauft zu haben wähnen, vor die Füße und geh davon!“

Alice nahm die Photographie ihres Vaters von der Wand und betrachtete sie traurig, während heiße Thränen über ihre Wangen herabflossen. Für sie war dieses magere geierartige Gesicht mit dem hungrigen Ausdruck das Antlitz des liebsten Menschen, den sie — wie sie glaubte — in der Welt hatte.

„Mein armes Väterchen,“ schluchzte sie, „so ist es nichts mit den zweihundert Anbeln, so muß ich wieder zurück zu Dir und Dein spärliches Maß noch verkürzen. Und doch — ich handele in Deinem Sinn, ich handele, wie eine Heinersdorf einzig und allein handeln darf.“

Als der Jubel unten allmählich verraucht war und dann die Strahlen der aufgehenden Sonne die Gipfel der Bäume mit rothem Licht übergossen, wurde es still in ihrer Seele. Alice trat an das Fenster und blickte hinüber nach dem Strom, der klar und ungetrübt dahinsfloß. So klar und ungetrübt war auch das Wappen der Heinersdorf. Alice machte sich daran, ihre bescheidene Habe zu packen.

XIV. Jahrgang 8. b

Die Gräfin saß allein beim Kaffee, als Alice eintrat. Sie blickte verwundert auf die verweinten Augen und das verstörte Aussehen des jungen Mädchens, schwieg aber und sah sie erwartungsvoll an. Alice trat dicht an sie heran, ergriff mit der Rechten die hohe Lehne eines Stuhles, wie um sich daran zu halten, und sagte mit einer Stimme, die ihr selbst wie die eines andern klang, die aber laut und deutlich war:

„Ich komme zu Ihnen, gnädige Frau, um mich von Ihnen zu verabschieden. Ich bin gestern Abend von Ihrem Herrn Bruder in einer Weise beleidigt worden, die es mir unmöglich macht, länger in Ihrem Hause zu verweilen. Ich darf Sie wohl bitten, mich nach Campbells Hof zu schicken.“

Die Gräfin blickte sie in sprachlosem Erstaunen an. „Von meinem Bruder sind Sie beleidigt worden? Von meinem Bruder Paul?“

Alice neigte bejahend das Haupt.

„Aber wodurch denn um alles in der Welt?“

Alice erzählte kurz den Hergang.

Frau Ina erhob sich rasch und reichte Alice die Hand hin. „Fräulein Heinersdorf,“ sagte sie in einem Tone, der keinen Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit zuließ, „ich weiß noch nicht, wodurch dieses Mißverständnis entstanden ist, aber ich kann Ihnen auf das bestimmteste versichern, daß ein solches vorliegt. Mein Bruder ist völlig unfähig, eine Dame zu beleidigen, aber selbst ein schlechterer Mann würde es niemals wagen, in unserem Hause einer solchen zu nahe zu treten.“

Alice war überwunden, sie hatte der Gräfin doch unrecht gethan. „Entschuldigen Sie,“ stotterte sie.

„Ich habe nichts zu entschuldigen, mein Fräulein. Im Gegentheil, ich danke Ihnen dafür, daß Sie so offen zu mir kamen. Mein Bruder schläft noch, aber ich werde ihn sogleich wecken lassen, und er wird das Mißverständnis sofort aufklären.“

Frau Ina sprach, wie sie dachte. Alle eifersüchtigen Ne-

gungen waren in diesem Augenblick vor dem Wunsche, ihren Bruder von einem so häßlichen Verdachte zu reinigen, zurückgetreten. Sie schellte und befahl dem Diener, den Baron zu wecken und ihn zu bitten, sich für einen Augenblick herunter zu bemühen.

Alice wußte nicht, was sie thun sollte. So peinlich ihr eine solche Aussprache auch sein mußte so fühlte sie doch, daß sie ihr nicht aus dem Wege gehen konnte.

Frau Ina kreuzte die Arme über die Brust und ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder. „Nein, mein Fräulein,“ sagte sie, indem sie wieder auf Alice zutrat und ihre Hand ergriff, „bleiben Sie bei uns, vor solchen Ergebnissen sind Sie bei uns geschützt.“

Im Nebenzimmer wurde der rasche Tritt des Grafen laut, und gleich darauf trat er in das Zimmer, blieb aber an der Thüre stehen und blickte verwundert auf die Frauen. Bei seinem Anblick regten sich in der Gräfin wieder die alten Gefühle, aber sie hielt sie nieder. „Lieber Georg,“ sagte sie, „hilf auch Du mir ein Mißverständniß aufklären. Fräulein Heinersdorf glaubt, daß Paul sie erst zur Française engagirt und dann absichtlich doch mit der Gräfin Märzendorff gelanzt habe. Fräulein Heinersdorf will sogar in Folge dessen unser Haus verlassen. Sage auch Du dem Fräulein, daß hier ein Mißverständniß vorliegen müsse.“

„Ohne Zweifel, mein Fräulein,“ erwiderte der Graf, „und ich bin überzeugt, daß mein Schwager, sobald er Kenntniß von demselben erhält, sich beeilen wird, es, so viel an ihm liegt, wieder gut zu machen.“

Der Graf wandte sich um und verließ das Zimmer. „Ich habe Paul schon bitten lassen, zu uns zu kommen,“ rief ihm die Gräfin nach.

„Danke!“ erwiderte er, ging aber weiter. Er traute seinem Schwager, den er weder liebte noch besonders hochstellte, ein solches Stücklein wohl zu, aber er wollte um Alicens und seiner Frau willen jede Scene vermeiden.

Als er in das Zimmer des Barons trat, war dieser eben damit beschäftigt, sich mit zwei Bürsten den Kopf zu kämmen. „Was will Ina nur,“ fragte er, nachdem er dem Grafen die Hand gedrückt hatte, „daß sie mich schon um neun Uhr wecken läßt? Man ist doch müde — ich bitte Dich.“

Der Graf nahm auf dem Sopha Platz und setzte eine Cigarette in Brand.

„Unten ist ein Mißverständniß zu Tage getreten,“ begann er, „ein komisches, aber doch auch fatales Mißverständniß. Fräulein Heinersdorf bildet sich nämlich ein, daß Du sie absichtlich erst zum Tanz engagirt und dann sitzen gelassen habest.“

Der Baron stand vor dem Spiegel und betrachtete vermittelst eines Handspiegels seinen Hinterkopf. Er machte bei den Worten seines Schwagers eine Bewegung, als ob er sich nach diesem umwenden wolle, blieb aber in seiner Stellung. Der Graf, der ihn scharf beobachtete, bemerkte, daß er erröthete. „Es liegt, wie gesagt, ein Mißverständniß vor,“ fuhr er fort. „Du hattest ohne Zweifel vergessen, daß Du schon engagirt hattest, und als es Dir einfiel und Du Dein Versehen gut machen wolltest, war die junge Dame schon fort und Du suchtest vergeblich nach ihr! Es wird Dir lieb sein, Deine Entschuldigung jetzt endlich anbringen zu können. Wir unsererseits haben der Dame schon versichert, daß Du völlig unfähig wärest, in dieser Weise gegen ein junges Mädchen zu handeln.“

Der Baron dachte einen Augenblick daran, sich zu wehren, aber die Worte seines Schwagers waren in einem so energischen Tone ausgesprochen worden, daß er es vorzog, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Natürlich,“ sagte er, indem er den Spiegel fortlegte und ohne sich umzusehen, an seiner Binde rückte. „Ich bitte Dich, man kann vergessen, daß man schon engagirt hat. Ich habe im vorigen Winter bei Nottentampfs — weißt Du, bei Leonti Feodorowitsch — mit der Komtesse Ida Mazurka getanzt und ich hatte vorher die kleine Ritschew engagirt. Was soll man dazu sagen — man muß seine Entschuldigung machen.“

Der Graf streifte das Feuer seiner Cigarette in den Aschen-

becher, zerstampfte es mit dem Rest derselben und erhob sich. „Also Du kommst,“ sagte er.

„Natürlich. Aber sage doch noch, ich bitte — wie erfährt Ihr von der Sache?“

Der Baron fuhr, während er diese Frage that, mit der Rechten in den Kermel seiner Uniform, und wandte dem Grafen den Rücken zu.

„Fräulein Heinersdorf wollte in Folge des Mißverständnisses sofort unser Haus verlassen.“

„Aber erbarme Dich — ich bitte Dich — ich komme sofort,“ rief der Baron und zog die Uniform vollends an. — „Sind die Leute hier aber tigelig,“ dachte er.

Alice hatte gefürchtet, daß die Scene sehr peinlich werden würde, ihre Besorgniß war aber unbegründet gewesen. Der Baron trat mit vollständiger Unbefangenheit auf sie zu.

„Lieber Fräulein,“ sagte er mit dem gewinnendsten Lächeln, an dem sogar seine Augen theilnahmen, „ich muß Sie herzlich um Verzeihung bitten. Aber ich bin mitunter so zerstreut, und da kam im letzten Augenblick der Herr von — ja, wie hieß er nur, der Herr von — nun, Sie werden ja schon wissen, wen ich meine, und sagte, die Gräfin sei noch nicht engagirt und ich — ich vergesse, daß ich schon engagirt habe und engagire die Gräfin. Wie ich mich neben sie stelle, fällt mir ein, daß ich schon engagirt habe. Ich suche Sie, aber Sie sind schon fort. Ich bitte nochmals um Verzeihung!“

Er reichte Alice die Hand hin, und diese mußte trotz aller inneren Entrüstung die ihrige für einen Augenblick in dieselbe legen. „Ist es möglich, daß man mit einem so wohlwollenden freundlichen Gesicht so unverschämmt lügen kann!“ dachte sie. Ihre Augen suchten unwillkürlich den Grafen, aber dieser war nicht im Zimmer.

„Lieber Fräulein,“ sagte Frau Ina jetzt, indem auch sie Alice die Hand reichte, „Sie haben sich jetzt selbst überzeugt, daß ein Mißverständniß vorlag, und können daher, ohne Ihrer Ehre etwas zu vergeben, nach wie vor unsere Hausgenossin bleiben.“

Alice drückte der Gräfin die Hand und eilte dann rasch aus dem Zimmer.

Der Baron nahm mit der Buderzange einige Stücke Buder, ließ sie in seinen Thee fallen, sah sich im Zimmer um, und sagte dann: „Ich muß aber sagen, Ina, daß diese Gouvernante eine sehr merkwürdige Stellung in Eurem Hause einnimmt. Sie steht zu Euch in einem sehr merkwürdigen Verhältnis.“

Die Gräfin blickte schweigend vor sich nieder. Sie sagte sich, daß sie eben selbst jede Möglichkeit vernichtet hatte, dieses „merkwürdige Verhältnis“ demnächst zu lösen.

X.

Baron Paul reiste nach zwei Tagen ab, und bald darauf traten auch die Campells ihre Reise an. Sie hatten der Tochter vorgeschlagen, sie nach Vermont zu begleiten, diese wollte aber ohne ihren Gemahl nicht fort und der Graf erklärte entschieden, Notenhof in diesem Jahre nicht verlassen zu können. Die beiden vorhergehenden Jahre, in denen alles verregnet, respektive verdorrt war, hatten den Hunger ins Land gebracht und den Grafen veranlaßt, um den nothleidenden Arbeitern helfen zu können und die günstigen Lohnverhältnisse auszunutzen, großartige Meliorationen vorzunehmen. Diese — es handelte sich hauptsächlich um ein System von Kanälen und Gräben, das den Forst entwässern sollte — mußten nun in diesem Jahr zum Abschluß gebracht werden. Dazu kam dann noch Hallermünde mit allen möglichen Anforderungen und Sorgen. Nein, der Graf konnte nicht fort und in Folge dessen blieb auch Frau Ina zu Hause. Der Doktor drang auch nicht weiter in sie. „Wenn Sie sich sehr schonen,“ hatte er gesagt, „und brav liegen — liegen, Anachen, fleißig liegen — so wollen wir des Uebels schon Herr werden, so daß Sie übers Jahr wieder ganz hergestellt sein sollen.“

So lag Frau Ina denn fast den ganzen Tag über allein auf ihrer Couchette. Der Graf hatte ihr angeboten, eine Gesellschafterin für sie zu engagiren, aber sie hatte diesen Vorschlag mit Entrüstung zurückgewiesen. Es wurde nur eine

tüchtige Wirthschafterin in Dienst genommen, eine runderliche Frau, die rüstig in Küche und Keller hantierte, gesellschaftliche Ansprüche aber weder erhob, noch zu erfüllen im Stande war.

Alice hatte sich erboten, der Gräfin vorzulesen; diese hatte das Anerbieten aber in freundlichen Worten abgelehnt. Der Graf seinerseits war immer erst von Mittag ab zu Hause. Er selbst las nur sehr selten, und seine Lectüre hatte dann immer einen ganz bestimmten Zweck, d. h. er wollte sich über einen bestimmten Gegenstand unterrichten, über landespolitische Fragen zum Beispiel, oder über einen Fortschritt im Ziegelfbrennen oder über das Brauereiwesen. Er las dann mit der Absicht, das Gesehene auf seine praktische Anwendbarkeit zu prüfen, und legte das Buch sogleich fort, wenn er sich überzeugt hatte, daß es in dieser Beziehung nichts Brauchbares enthielt. Vorlesen war ihm ein Greuel, und da er daraus früher seiner Frau gegenüber kein Hehl gemacht hatte, so empfand diese es nur peinlich, wenn er sich jetzt nicht abhalten ließ, es doch zu thun.

Auf einen herrlichen Juni folgte ein sehr regnerischer Juli, der die Gräfin, die Feuchtigkeit sorgfältig vermeiden mußte, fast ganz in ihr Zimmer bannte. Kam nun der Graf, der mit der Sonne aufgestanden war und sich den ganzen Tag über in Sonne und Regen getummelt hatte, nach Tisch müde und matt in das Zimmer seiner Frau, so waren die Stunden, die er mit ihr verbrachte, seinerlei Erholung für ihn. Er, der nie krank gewesen war, empfand dieses Stillsitzen neben seiner schweigsamen Frau wie eine kaum zu ertragende Qual. Die Gräfin war nie sehr berebt gewesen, aber sie hatte früher lebhaften Antheil an allem genommen, was ihn interessirte, und — das Ehepaar hatte sich viel zu thun gemacht. Jetzt war das anders; die sich sonst so zahlreich in Notenhof einfindenden Nachbarn blieben aus Rücksicht auf die Krankheit der Hausfrau aus, und Frau Ina hatte gar nichts zu thun, als den qualenden Gedanken nachzuhängen, die ihr eifersüchtiges Temperament immer wieder in ihr wachrief, und die sie doch sorgfältig vor ihrem Gemahl verbergte. Während der Graf ihr von den Arbeiten, die er den Tag über angeordnet, von dem mancherlei Verdruß, den er gehabt hatte, erzählte, dachte sie darüber nach, warum Gott, der doch der Allgütige war, ihr wohl diese Nebenbuhlerin in ihr glückliches friedliches Haus geschickt hatte, und verrieth dann in ihren Antworten, daß sie den Ausführungen ihres Gemahls gar nicht gefolgt war.

So kam es denn, daß der Graf froh war, wenn die Uhr auf dem Kaminsims mit ihrer hellen Stimme neun schlug und er hinübergehen konnte zu Alice und den Kindern, um noch ein Stündchen mit ihnen fröhlich zu verbringen. Die Gräfin hatte in jenem selbstquälereischen Behagen, das der Eifersucht eigen ist, selbst darauf gedrungen, daß er sich schon um neun von ihr verabschiedete — er schlief jetzt, um sie am Morgen nicht zu stören, in einem anderen Zimmer — und behauptete, dann schon allmählich zu Bett gehen zu müssen. Und doch zürnte sie ihm innerlich, daß er sich diese Einrichtung — wenn auch nur mit vielem Widerstreben — hatte aufbringen lassen. Wenn er fort war, ließ sie durch Amalie die Thüre ein wenig öffnen und lauschte gespannt auf jedes Lachen, das zu ihr herüberklang, wie der Fieberkranke den kalten Trank gierig einschlürft, auch wenn er weiß, daß derselbe seine Leiden nur vermehren wird. Sie ließ sich dann, um ihren Gemahl, der doch hin und wieder auf einen Augenblick zu ihr kam, täuschen zu können, von Amalie zu Bett bringen; aber sie lag, auch wenn das Lachen längst verstummt war, noch wach im Bett, lauschte dem Rauschen des Regens und blickte auf ihrer schweigenden Pflügerin immer gleich finsternes Gesicht. Nur wenn die Gräfin physische Schmerzen hatte, Härte sich dieses Gesicht auf und beugte sich mit einem Ausdruck so hingebender selbstvergessener Liebe über sie, daß die Gräfin unwillkürlich mit der Hand über das glatt anliegende Haar ihrer Dienerin fuhr oder ihr dankbar die Wange streichelte. Amalie ergriff dann diese Hand und küßte sie leidenschaftlich. Ein paar Mal war es vorgekommen, daß in solchen Fällen heiße Thränen auf die Hand fielen. Die Gräfin hatte nie nach der Ursache derselben gefragt — sie glaubte sie zu kennen.

Und doch war unter den Frauen von dieser Ursache nie die Rede. Die Gräfin hatte eine unüberwindliche Ehen, diesen Gegenstand zu berühren, und Amalie dachte: „Kann ich den Stein, den man in den Fluß warf, Schwimmen machen?“

Für Alice hatte der Tag, ohne daß sie es selbst wußte, vierzehn Stunden des Wartens und zwei Stunden der Erfüllung. Diese letzteren Stunden waren die Mahlzeit und das Abendstündchen, in dem sich der Graf zu ihr und den Kindern begab. Die vierzehn Stunden waren sehr still und sehr, sehr lang; die zwei Stunden aber waren voll Frohsinn, wenn sie auch nur zu rasch vorübergingen. Die beiden unterhielten sich scheinbar nicht viel miteinander, meist führten die kleinen Mädchen das große Wort und gaben das Gesprächsthema an und doch war ihnen, als ob sie nur miteinander sprächen. Der Graf nannte Alice, wenn sie allein waren, Cousine, und sie sollte ihn Vetter nennen, brachte es aber fast nie zu Stande.

Einmal neckte der Graf die kleine Erna damit, daß sie so grobes Haar habe. „Du solltest sehen, was Fräulein Alice für weiches Haar hat!“ schloß die Vertheidigung. — „Das muß untersucht werden,“ sagte der Graf, erhob sich mit aller Gravität und fuhr mit seiner Rechten über Alices Haar. Die Bewegung berührte ihn angenehm, Alice fuhr sie wie ein elektrischer Schlag durch den Leib. Sie erröthete bis an die Haarwurzeln und wunderte und ärgerte sich darüber. Das Gespräch wollte nicht recht wieder in Gang kommen. Der Graf, der ihr Erröthen bemerkt hatte, erschrak und nahm sich vor, solchen Berührungen künftig sorgfältig aus dem Wege zu gehen. „Was das nervös ist!“ dachte er. Als er, nachdem sie auseinander gegangen waren, nach seiner Gewohnheit noch eine Cigarette rauchend zum Fenster hinaus sah, mußte er wieder an das kleine Erlebnis denken. Welch ein Glück, daß dieses harmlose unschuldige Mädchen in seinem Hause Schutz gefunden hatte! Was hätte ihr nicht zustoßen können, wenn sie in die Fremde gegangen und unter schlechte Menschen gerathen wäre!

Der Graf lag noch lange im Fenster und blickte hinaus in die feuchte heiße Nacht. Als er sich aufrichtete, hörte er ein Fenster leise klirren. Er blickte hinauf und gewahrte, daß Alices Fenster eben geschlossen wurde. Sie hatte also auch am Fenster gefessen.

Der Graf hatte sich vorgenommen, eine solche Vertraulichkeit nicht wieder vorkommen zu lassen, und er führte seine Absicht aus. Eines Abends aber legte Eleonore die eine Hand auf den Tisch, der Vater mußte die feinnige darauf legen, sie fügte die zweite hinzu, er auch die feinnige. Dann zog sie ihre zu unterst liegende Hand fort und legte sie nach oben, wohin ihr seine Hand folgen mußte. Es kam darauf an, die Hände möglichst rasch zu wechseln. „Fräulein Alice, spielen Sie auch mit!“ Alice legte ihre Hand nun auch darauf. Als sie die des Grafen berührte, zog dieser seine Hände fort, stand auf und ging ein paar Mal im Zimmer auf und nieder. „Pardon, aber es ist so heiß!“ sagte er.

Alice und die Kinder spielten ruhig weiter.

Der Graf schlief in der darauf folgenden Nacht schlecht. Er schob die Schuld davon auf den hellen Mondschein und stand schließlich auf, kleidete sich an und ging in den Garten. Die Thüre zum Park war offen gelassen worden, und eine zahme Rinde durch dieselbe in den Garten gekommen. Sie näherte sich dem Grafen, der sie mit Brot zu füttern pflegte, legte ihm die Hand und sah dann mit ihren großen dunklen Augen zu ihm empor. Georg umfaßte den Hals des Thieres, beugte sich zu ihm herab und küßte es auf die feuchte Stirn. Er setzte sich dann auf eine Bank und blickte empor zu der finsternen Masse des Schlosses und zu dem Rond hoch über demselben, dem sich langsam eine schwarze Wolke näherte. Es hatte am Abend geregnet und tröpfelte nun noch von den Bäumen, als ob die Riesen des Parkes Thränen weinten. Eine Eule flog schreiend über den Garten hin, und irgendwo weit unten im Park schien ein schwerer Gegenstand, ein Zweig oder dergleichen, dumpf zu Boden zu fallen. Seltsam — so besangen, so ahnungsvoll traurig und doch auch wieder so freudig war Georg einst zu Muth gewesen, wenn er als halber Knabe noch in seinen Ferien allein einen nächtlichen Wald durchwandelt

hatte. Es war im späteren Leben gelegentlich wohl der Gegenstand seines Nachdenkens gewesen, warum diese wunderbare Empfindung im Mannesalter so spurlos verschwindet. Jetzt war sie wieder da.

Die Wolke hatte den Mond erreicht, zog unter ihm hin und hüllte Garten und Park in so tiefe Finsterniß, daß Georg kaum die Umrisse des Schlosses erkennen konnte.

Georg erhob sich und schritt langsam dem Hause zu. „Das nenne ich Reminiscenzen feiern!“ dachte er. Er streichelte dem Reh noch einmal den schlanken Hals und öffnete dann die Thüre. Als er sie hinter sich schloß, rauschte ein Regenguß nieder.

Der folgende Morgen brachte schönes Wetter, und man beeilte sich, das durchnässte Heu auf den Wiesen auszubreiten, um es von den warmen Strahlen der Sonne trocknen zu lassen. Wer nur irgend eine Harke führen konnte, war herbeigeilt; überall bildeten sich rasch arbeitende, aber scherzende und lachende Menschengruppen.

Am Abend begaben sich der Graf, Alice und die Kinder auf die große Wiese am Flußufer, um das Treiben auf derselben in Augenschein zu nehmen. Es war ein köstlicher windstiller Sommerabend, warm aber nicht heiß. Ein frischer kräftiger Heuzerch schwebte zugleich mit den Klängen der Volkslieder, welche die Frauen und Mädchen sangen, über der Wiese, den vielen Menschen auf ihr und den still dahinfließenden Wassern des Stromes. In der Nähe hörte man überall sprechen und lachen, aus der Ferne drang das gleichmäßige Rauschen herüber, das die Senen der sich in langer schräger Reihe vorwärts bewegenden Schmitter hervorbrachten, indem sie das Gras niederlegten, und der schrille Ton, der entstand, wenn einer von ihnen sein Ziel erreicht hatte und nun langsam mit dem Schleifeisen über die Senze fuhr.

Abwärts vom Strom, zwischen Wiese und Feld, erhoben sich, dicht aneinander gedrängt, aber durch einen tiefen Einschnitt getrennt, zwei Hügel von mäßiger Höhe. Der nach Westen gelegene zeigte die Gestalt eines Zuckerkübes, von dem man auf der einen Seite unten ein tüchtiges Stück weggebrochen hat. Auf dem Plateau des mehr nach Osten hin gelegenen ungleich größeren Hügels ragte hier und da noch ein Stück niedriger Mauerwerks über die rings umher zerstreuten Steinblöcke hervor. Auch am Fuße der Hügel waren unter Haufen von Backsteinschutt noch Reste alter Fundamente zu entdecken. Ueber alles hin und um alles her aber wucherte üppiges Gesträuch von Nußbaum, Hollunder und wilder Rose, aus dem zahlreiche verwilderte Birn- und Apfelbäume ihre knorrigen Aeste emporhoben. Einer von diesen letzteren krönte auch den Zuckerkübel und war so in dem nur mäßig gewellten Lande weithin sichtbar.

Diese Hügel, die man zusammen den Burgberg nannte, bildeten oft das Ziel größerer Spaziergänge für die Bewohner von Notenhof; man hatte daher in dem Gestrüpp einige Fußpfade angelegt, die mächtig zum Gipfel emporführten, und unter dem einzelnen Apfelbaum auf dem Zuckerkübel einige Bänke aufgestellt. Auch heute fand der Spaziergang hier seinen Abschluß. Die kleinen Mädchen suchten unter dem Geröll und dem Schutt nach runden Steinen und entfernten sich dabei weiter und weiter; der Graf und Alice hatten auf einer der Bänke Platz genommen und blickten der scheidenden Sonne nach, die fern im Westen in einem Feuermeer zu versinken schien, in einem Feuermeer, das die Wolken oben am Himmel und Wiese und Strom auf Erden roth färbte, das den Zuckerkübel und den Grafen und Alice in rothe Glut tauchte und mit hundert feurigen Zungen aus den Fenstern des Schlosses emporzuleuchten schien.

Ein kleiner hellgrauer Vogel saß auf der höchsten Spitze eines der Apfelbäume im Thal und sang so süß, als wolle er sterben in seinem Lied. Und wieder überkam den Grafen jene seltsame Sehnsucht aus den Jünglingsjahren, jenes Warten auf ein wunderbares Glück, dem er sich näherte, jenes Bangen vor vernichtendem Unglück, das langsam herangezogen kam. Es war ihm, als ob er der Sonne naheilen müsse, sich hineinstürzen müsse in die rothe seltsame Glut.

Da sank sie hin, jetzt noch eine Halbtugel, jetzt noch ein Streifen, dann noch ein Strahl. Alice hatte sich erhoben, als ob sie die Scheidende so noch länger leben könnte, und unwill-

fürlich ihre kleine Hand auf die Schulter des Grafen gelegt. Der Graf blieb bewegungslos sitzen, auch seine Seele hielt in Schreck und Angst und Seligkeit den Athem an. Er wußte jetzt, daß er Alice liebte. Wußte sie es auch schon, daß auch sie ihn liebte? Der Graf blickte gespannt zu ihr empor. In ihren Augen standen Thränen, und aus ihrem Kindergesichtchen sprach tiefe Rührung; aber eben aus ihrer Haltung ging hervor, daß sie nicht wußte, was sie that, als sie ihre Hand auf seine Schulter legte.

Der Graf athmete erleichtert auf. War sie noch unbefangen, dann konnte noch alles gut werden.

Alice wurde plötzlich ihre Stellung inne und erschraf. „Pardon, Herr Graf,“ stammelte sie, über und über erröthend und zog ihre Hand rasch von seiner Schulter.

„Bitte, Fräulein Alice,“ erwiderte der Graf, „ich hoffe, daß wir so gute Kameraden sind, daß Sie nicht zu erschrecken brauchen, wenn Sie Ihre Hand auf meiner Schulter finden.“

Noch während der Graf so redete, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er so nicht mehr sprechen, daß er ihrer Vertraulichkeit nicht noch Vorbehalt leisten dürfe; aber er bedeutete den Satz doch.

Alice aber blickte ihn aus ihren großen Augen offen an und rief: „Sie haben Recht, Herr Graf. Ich weiß nicht, woher es kommt; aber es ist mir Ihnen gegenüber zu Muth, als ob ich Ihre Schwester wäre und Ihnen alles, alles anvertrauen müßte.“

Der Graf blickte mit tiefer Rührung auf sie nieder. „So wahr Gott lebt,“ schwur er sich, „Dein Vertrauen soll nicht getäuscht werden, Du schönes Kind! Ich will Dich selbst an einen sicheren Ort bringen, und Du sollst nie eine Ahnung davon haben, an welchem Abgrund Du ahnungslos dahingeschritten bist.“

Er erhob sich rasch und rief nach den Kindern. Diese kamen, mit bunten Steinen und rothen Erdbeeren reich beladen herbei, und alle vier gingen langsam den Wiesenrain entlang dem Schlosse zu.

Der Graf, welcher der auf ihn eindringenden Gefühle Herr zu werden suchte, brachte das Gespräch auf das politische Gebiet. Es war damals eine Broschüre erschienen, die ungeheures Aufsehen erregte und daher auch von den Damen gelesen worden war. Der Graf und Alice standen eigentlich in verschiedenen Heerlagern, und wenn ein anderer Mann gesprochen hätte wie er, so wäre er bei ihr so schlecht weggekommen wie Baron Paul; so aber äußerte sie ihre Meinung nur in der Form von Fragen, Fragen, wie sie eine wißbegierige Schülerin an den alles wissenden, verehrten Lehrer stellt.

Als sie den Schloßhof erreicht hatten, bligten neben dem hell leuchtenden Abendstern auch schon die anderen Sterne auf.

Der Graf begab sich sofort zu seiner Frau. Er setzte sich neben sie, strich ihr mit sanfter Hand das volle blonde Haar aus der Stirn und war zärtlich und weich. „Du arme, arme Frau!“ dachte er, während er sie küßte. „Aber Du sollst nie erfahren, wie arm Du bist, und Deiner Ehre soll kein Haar gekrümmt werden.“ Schuldbewußtsein und Mitleid trieben ihn gleich sehr dazu, heute gegen seine Frau noch zärtlicher und aufmerksamer zu sein als sonst. Er speiste mit ihr zusammen, er las ihr vor und plauderte dann mit ihr von alten schönen Zeiten, in denen ihn so viel Liebe aus seines edlen Weibes Augen angelächelt, in denen er in dem Umgang mit ihr so viel Freude und Glück erfahren hatte. Er liebte sie nicht, er liebte eine andere — das Lieben stand nicht in seiner Macht — aber sein Weib hatte es um ihn verdient, daß es nie davon erfuhr; daß er die Verjüngung allein in seinem eigenen Herzen niederwarf, und daß sie nach wie vor glauben mußte, daß er sie liebte.

Während der Graf so seine Frau mit Zärtlichkeit überschüttete und voll Liebenswürdigkeit mit ihr plauderte, und während sie sich seine Zärtlichkeit in ihrer launigen Art gefallen ließ und in ihrer ruhigen Weise auf sein Geplauder einging, hatte sie doch nur den einen Gedanken: „Du lägst, Du lägst! Deine Zärtlichkeit ist nichts als schwachvolles Mitleid, Du liebst mich nicht mehr, Du liebst die andere!“

Sie sprachen an diesem Abend so viel, konnte nicht eines von ihnen das befreiende Wort sprechen, das Wort der Wahrheit?

Als der Graf, nachdem er sich verabschiedet hatte, von der Thürschwelle aus noch einen Blick warf auf den traulichen Raum und sein schönes Weib darin, da dachte er: „Gott sei Dank dafür, bis hierher ist die Unruhe noch nicht gedungen, und sie soll auch nie hinein.“ Als er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, da drückte sein Weib den schmerzenden Kopf in die Kissen und stöhnte in heisser Qual so laut, daß Amalie erschreckt hinsprang.

Alice schrieb unterdessen an ihre Freundin „Was endlich die — sche Broschüre anbetrifft, so kann ich heute, wo ich sie noch einmal gelesen habe, nicht mehr so günstig über sie urtheilen, wie in meinem letzten Briefe. Der Verfasser übertreibt doch in hohem Grade. Was soll aus uns werden, wenn wir uns auf das Fronbiren legen und unsere jüngeren Söhne in Folge dessen aufhören, in der Armee zu dienen oder sonst in Rußland ihr Brot zu suchen? Ein Adel, der nicht dem Staate dient, muß

notwendig dem Junkerthum verfallen. Bei uns sind alle Bedingungen vorhanden, daß wir eine wirkliche Aristokratie bilden können, denn wir sind von uraltem Geburtsadel, wir sind die Reichsten, die Gebildetsten und die Intelligentesten im Lande. Wir können diese Stellung aber nimmermehr behaupten, wenn sich unter uns durch Zersplitterung der großen Herrschaften Güter bilden, die eine adlige Familie nicht standesgemäß erhalten können. Schon jetzt, liebe Adelheid, hat man vielfach damit begonnen, die Weibhöfe an die jüngeren Söhne auszuheilen. Geht das so fort, so haben wir bald eine Schlachzige (das Wort war zweimal ausgestrichen, durch Punkte aber wieder

hergestellt) im Lande, die den wirklichen Adel mit sich herunterreißen. Wir dürfen nicht frondiren, Adelheid, unsere jüngeren Söhne müssen aus dem Lande. Der Graf ist in dieser Beziehung ganz meiner Ansicht, und er findet es auch lächerlich, daß wir immer eine Vormauer von einem Lande sein wollen, das gar keine Vormauer haben will und das sich im ganzen Laufe unserer Geschichte nie um uns gekümmert hat und auch

nie ernstlich kümmern wird. Der Graf sagt, wir sollten doch etwas vom Cäsar haben und lieber die ersten in — ja, wie hieß die Stadt nur, weißt Du, sie war in den Alpen — sein, als die letzten in Rom, und er meint, daß wir überhaupt keine Mauer sein sollten, sondern ein geöffnetes Thor, durch das die Leute von beiden Seiten aus und eingehen. Ich finde auch, daß unsere erste Aufgabe ist, zwischen den beiden Nationen, denen wir angehören, freundlich zu vermitteln und den Frieden zwischen ihnen zu erhalten, anstatt sie gegen einander aufzuhegen. Was den Baron Paul anbetrifft, so ist er ja wohl ein großer Narr und ein widerlicher Mensch; aber er wäre doch eben so geworden und vielleicht noch schlimmer, wenn er nicht dienen würde. Der Graf findet das auch.



Wie die Meierstochter um den armen Heinrich klagt.
Aus Fährigs Zeichnungen zu Hartmann v. Aues „Armer Heinrich“ (Alphons Dürr in Leipzig).

Das, was unseren jungen Leuten noth thut, liebe Adelheid, ist militärische Disziplin für die Majoratsherren und freie Bahn für deren jüngere Brüder. Darin muß ich dem Grafen ganz Recht geben. Ich sage Dir, der Graf sollte eine Broschüre schreiben und seine Ansichten entwickeln. Er will es aber nicht thun, weil er behauptet, das sei nicht seines Amtes. Ich könnte ihm tagelang zuhören. Wie schön, daß er verheirathet ist und ich daher ganz unbefangen mit ihm reden kann. — Die Gesellschaft bei Gehr's muß ja sehr hübsch gewesen sein. Du

schreibt nicht, ob ja.“ — Als der Graf sein Zimmer aufsucht hatte, warf er sich in die Ecke seines Sophas und blickte nachdenklich in die Flammen der Kerzen. Durch das geöffnete Fenster kamen zu gleich mit der warmen Nachtlust zahlreiche Mäden ins Zimmer, flatterten in die Lichte und stürzten dann jäh auf die hellgraue Tischdecke herab, die von ihren schwärzlichen Ueberresten mehr und mehr bedeckt wurde. Draußen in der Allee vor dem Fenster schrie unheilverkündend ein Kräuzchen.

Der Graf bemühte sich, so kaltblütig wie möglich zu überlegen. Die Geliebte mußte fort, fort aus seiner gefahrvollen Nähe. Sie mußte fort um ihretwillen, um Inas willen, endlich auch um seinerwillen. Sie sollte nicht wieder zurück zum Vater, in dieser Beziehung hatte er schon einen fertigen Plan. Seine Tante, die Gräfin Gella Polberkamp, die als kinderlose Wittwe in Riga lebte, liebte ihn über alles; sie würde auf seinen Wunsch gewiß Alice als Gesellschafterin engagieren und sie so für die nächsten Jahre wenigstens aller Noth des Lebens entrücken. Diese Bitte ließ sich durch die Beziehungen, in die Alice zu seiner Familie getreten war, und ihre persönlichen Verhältnisse hinreichend motiviren. Aber wie sollte er Alicens Gehen veranlassen, wie es einleiten? Ina schien unglücklicherweise mit ihren Leistungen zufrieden zu sein, die Kinder hatten sie herzlich lieb — „wie könnten sie auch anders,“ dachte der Graf.

Er entschloß sich endlich, die Rückkehr der alten Campbells abzuwarten. Er wollte dann mit seiner Schwiegermutter sprechen und ihr vorstellen, daß Alice bei aller Liebenswürdigkeit und bei allem Eifer für eine Erzieherin doch noch zu jung sei. Die kluge alte Dame würde dann schon ein Arrangement finden, durch welches das Verhältniß zu Weihnachten gelöst würde, ohne daß Alice sich dadurch irgend verletzt fühlen konnte. Dieser Entschluß besagte freilich, daß Alice bis Weihnachten in Rotenhof blieb; aber der Graf fand keinen anderen Ausweg. Er schwur sich noch einmal, seine Leidenschaft mit eiserner Hand niederzuhalten; er gelobte sich nochmals, aus seinem Verkehr mit Alice jede Vertraulichkeit fern zu halten; er nahm sich vor, sich künftig noch mehr am Tage seinen Geschäften, am Abend seiner Frau zu widmen.

Ein schön gemusterter hellgrauer Nachtschmetterling flatterte auf das Licht zu. Der Graf trieb ihn durch eine Handbewegung davon. Da war er wieder — der Graf verschendete ihn abermals. Ein durch den Luftzug hervorgerufenes Knarren der Thür bewog den Grafen, sich umzuwenden. Als er seine Blicke wieder dem Licht zuwendete, stürzte das Thierchen mit verbrannten Flügeln auf den Tisch herab.

Einige Tage nach diesen Vorgängen gab es wieder einen besonders schönen Tag. Die Sonne kam nicht zum Vorschein; gleichmäßige graue Wolken verhüllten sie und das Blau des Himmels, aber es regnete nicht und war ganz windstill. Die Luft war von wohlthuender warmer Feuchtigkeit erfüllt, alle Blüten, alle Blumen dufteten stärker als sonst. Der Graf wollte auch heute wie schon an den drei vorhergehenden Tagen gegen seine Gewohnheit nach Tisch noch einmal ausreiten, um einem Alleinsein mit Alice aus dem Wege zu gehen. Als er sich aber nach der Mahlzeit erhob, trat diese auf ihn zu, blickte ihn schalkhaft an und sagte wie ein verwöhntes Kind, das sich für einen Augenblick vernachlässigt fühlt: „Warum werde ich denn jetzt gar nicht mehr mitgenommen, Herr Vetter?“

„Ich wußte nicht, daß Sie mitgenommen werden wollten, Cousine,“ erwiderte der Graf und befahl, das Reitpferd der Gräfin — bis zu diesem war Alice mittlerweise avancirt — satteln zu lassen.

Der Graf hatte gethan, als ob er in Geschäften ausreiten müsse, sie schlugen daher den Weg nach einem der entfernteren Vorwerke ein, wobei sie eine Weile die von Campbellshof nach dem Inneren des Landes führende Landstraße verfolgen mußten. Während sie sich noch auf dieser befanden, lockerte sich unter Alice der Sattelgurt, so daß beide absteigen und der Graf ihn fester ziehen mußte. Da sein eigenes Pferd so wild war, daß er es nicht allein stehen lassen konnte, so mußte er es für einen Augenblick anbinden; er führte daher die beiden Thiere auf eine hart an den Wege stoßende Lichtung des Waldes,

band sein Thier an eine Birke und brachte den Sattel in Ordnung. Als er Alice wieder in denselben hob, fuhr gerade der Kirchspielsrichter Werchend vorüber. Dieser sah einen Augenblick erkannt auf die beiden, grüßte dann sehr höflich und fuhr weiter, wandte sich aber bald im Wagen um und blickte ihnen nach, bis eine Wendung der Straße sie seinen Blicken entzog. Die Begegnung schien ihn in hohem Grade zu interessieren, er schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf und ließ seinen Vollsattel durch die Hand gleiten, während ein Lächeln seine Lippen umspielte.

Als Herr von Werchend nach einer Stunde mit dem Baron Weiß und dessen Frau im Garten des Weißschen Gutes beim Abendessen saß, wandte er sich an die Baronin und sagte: „Ein liebreizendes Mädchen, die Polberkamp'sche Gouvernante!“

„Sie meinen die Heinersdorf?“

„Ja!“

Die Baronin zuckte die Achseln. „Ich begreife nicht, was die Herren an ihr finden. Mein Geschnad ist sie nicht.“

Der Kirchspielsrichter blickte aufmerksam auf ein Brotkügelchen, das er unter dem übereinander gelegten langen und Zeigefinger hin und her rollte.

„Manchem Herrn scheint sie allerdings sehr zu gefallen,“ sagte er lächelnd.

Die Baronin, eine kleine runde Frau, neugierig wie eine Nachtigall und geschwätzig wie eine Eifer, blickte auf, als ob das Brotkügelchen, mit dem der Baron spielte, ein Mehlwurm wäre. Auch ihr Gemahl hob die Adermale hoch und sah den Herrn gespannt an. „Was willst Du damit sagen?“ fragte er.

Der Kirchspielsrichter ließ das Kügelchen fahren und blickte auf seine krallenartig langen Nägel. „Man muß mit der Gräfin rechtcs Mitleid haben,“ sagte er, „die arme Dame soll ja wirklich sehr leidend sein.“

Frau von Weiß rückte ihren Stuhl näher heran. „Meinen Sie wirklich?“ fragte sie. „Aber sie leben doch wie die Engel im Paradiese?“

Der Kirchspielsrichter zuckte die Achseln. „Meine gnädige Frau, ich sage nichts, was dieser Annahme widerspricht.“

„Aber, bester Werchend, seien Sie doch nicht unnützer Weise so zugeknöpft. Wir sind ja hier ganz unter uns, und mein Mann und ich sind verschwiegen wie Gräber.“

„Gewiß, meine gnädige Frau, ich zweifle nicht daran; aber Sie werden mir zugeben, daß es Dinge gibt, über die man auch nicht einmal Vermuthungen aufstellen darf, ehe man Beweise in Händen hat.“

Der Hausherr nahm einen Schluck Rothwein, rollte ihn im Munde hin und her, glückte wie eine Heune und lachte dann hell auf. „Da hast Du es, Agathe!“ rief er. „Ist er nicht ein Diplomat, ein vollständiger Metternich?“

Der Kirchspielsrichter runzelte ein wenig die Stirn, als ob ihm der Spas nicht recht angebracht erschienen, schwieg aber. Er war ein langer Mann mit einer langen, am Ende aufgestutzten Nase und schläfrigen Augen. In den besseren Kreisen seiner Standesgenossen galt er für dumm, tückisch und hochmüthig, während man in bürgerlichen Kreisen viel von seiner „Vornehmheit“ sprach. Da sein Urogroßvater noch Kalbsfelle en gros exportirt hatte, so war er übrigens natürlich außerordentlich adelsstolz.

Die Baronin flatterte vom Strauch herab. „Stellen Sie doch nur Vermuthungen an,“ bat sie dringend. „Also Sie meinen, daß da drüben in Rotenhof nicht alles in Ordnung sei?“

Der Kirchspielsrichter sah einen Augenblick wie schwankend vor sich hin, blickte aber dann auf und sagte entschlossen: „Ja, das meine ich.“

„Hör einmal, Werchend, das meinst Du doch gewiß nur, weil Du damals die Geschichte mit Polberkamp hattest.“

Herr von Werchend runzelte die Stirn. „Sie sehen, meine gnädige Frau,“ erwiderte er, „wie recht ich hatte, als ich vorherhin sagte, solche Vermuthungen seien unsinnhaft.“

Die Baronin warf ihrem Manne einen ärgerlichen Blick zu. „Du bist mir unbegreiflich, Alexander,“ sagte sie. „Sene

alberne Geschichte ist längst vergessen. Sprechen Sie nur, Herr von Werchend, sprechen Sie nur!"

"Sprechen kann ich nicht; aber ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die sich nicht in dieser Gegend abspielte, eine Geschichte, deren Helden Sie nicht kennen, eine ganz objektive Geschichte."

Die Baronin setzte sich in Positur und sperrte den Schnabel auf, ihr Mann zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und lächelte, als ob er sagen wollte: "Was das für ein Unsinn ist!" Der Kirchspielsrichter lehnte sich im Stuhl zurück und erzählte:

"Es lebte einmal in Pommern oder Preußen ein Freiherr — ein Freiherr, meine gnädige Frau — der in weiten Kreisen sehr geachtet war. Dieser Freiherr hatte früher bei der Garde — in Potsdam natürlich — gedient; sagen wir bei den Husaren. Er war dort ein berühmter Wüßling gewesen und hatte sein väterliches Erbe bis auf den letzten Kopfen durchgebracht. Da gelang es ihm, eine reiche Erbin zu betören; er heirathete sie, nahm seinen Abschied und wurde Gutsbesitzer — Rittergutsbesitzer, meine gnädige Frau. Gewandt und mit allen Hunden gehebt, wie er war, verstand er es bald, sich in den Ruf eines ausgezeichneten Landwirthes, eines geschickten Verwalters und eines liebevollen Ehemannes zu bringen, obgleich er von der Landwirthschaft nichts verstand, in der Verwaltung immer gegen das Gesetz verstieß und sein Weib Jahr für Jahr betrog. Schließlich kam eine hübsche Wirthschafterin ins Haus — eine Wirthschafterin, meine gnädige Frau — und der Freiherr entblödete sich nicht, mit ihr hinter dem Rücken seiner ihm blind vertrauenden Frau ein Liebesverhältnis anzuknüpfen. Er entblödete sich nicht, sich mit ihr am hellen lichten Tage Rendezvous im Walde zu geben, und einer meiner Freunde, der schon vorher durch seinen Diener, der mit dem Diener des — des Freiherrn bekannt ist, aufmerksam gemacht worden war, hat sie selbst bei einem solchen überrascht."

"Selbst? Sie sagen, Sie hätten sie selbst bei einem Rendezvous überrascht?"

"Ich habe gar nichts gesehen, meine gnädige Frau; ich spreche von meinem Freunde."

Der Hausherr erhob sich und schlug seinem Gast derb auf die Schulter. "Ist das ein verdammter Schwindel!" sagte er lachend und ging, um die Cigarren zu holen. Er war halb belustigt und halb verdrossen, ersteres aber ungleich mehr als letzteres.

"Schlauberger," dachte er, "in dieser Form kann man dem ehrlichsten Manne den Hals abschneiden, ohne irgend etwas dabei zu riskiren. Ein höchst gefährlicher Piffikus, ein nichtswürdiger Piffikus!"

Die Baronin beugte sich über die Ecke des Tisches nach dem Gaste hinüber. "Und die Details?" fragte sie. "Hat Ihr Freund Ihnen nicht auch die Details mitgetheilt?"

"Die Details, meine gnädige Frau, die Details entziehen sich der Mittheilung. Aber nicht wahr, gnädige Frau, ich habe Ihr Ehrenwort, daß Sie gegen niemand davon sprechen?"

"Ich bin verschwiegen wie das Grab. Die arme, arme Gräfin," erwiderte die Baronin.

XI.

Als der Graf nach dem Ritt in das Bouboir seiner Frau trat, saß sie am Schreibtisch und schrieb an einem Brief. Der Graf beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf die Stirn. Als er das that, empfand er zu seinem höchsten Schrecken, daß seine Frau ihm nicht nur nicht mehr lieb war, nein, daß sie ihm Widerwillen einflößte. Auf das äußerste beunruhigt, suchte er sein Zimmer auf. Seine Frau hatte ihn in der ersten Zeit nur durch ihre Schönheit und ihre edle Haltung gefesselt, er hatte dann lange geglaubt, sie zu lieben. In der letzten Zeit hatte er sich davon überzeugt, daß diese Annahme eine irrige gewesen war; aber so wie heute hatte er es nie empfunden. Was sollte daraus werden?

Von verzehrender Unruhe erfüllt, ging Georg mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Er hielt sich immer

und immer wieder vor, wie viel er seiner Frau Dank schuldig war, wie treu sie ihm ergeben war, wie schöne Stunden er mit ihr verlebt hatte. Er sagte sich, daß sie ihm nie auch nur den mindesten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte, daß er sie nicht nur achten, nein, daß er sie auch lieben mußte, daß das seine Pflicht war, daß er ein undankbarer Schurke war, wenn er sie nicht liebte. Diese Stimmung mußte vorübergehen. Die Ehe ist keine flüchtige Liebhaft, sondern ein sittliches Verhältniß. Es gilt eben nur, sie als solches aufzufassen, um auch die Kraft zu finden, die Verjüngung niederzuwerfen. In der Ehe kommt es nicht auf die willkürlich kommende und gehende Geschlechtsliebe an, nein, sondern auf die Achtung, aus der dann schon die Liebe erwächst.

Der Graf wandte sich jäh um, als ob er ein unbändiges Ross mit Jügel und Schenkel herumwarf, und begab sich wieder zu seiner Frau. Frau Ina hatte einen Brief von ihrer Mutter erhalten und las ihn ihrem Manne vor. Georg saß neben ihr, hielt ihre Rechte in beiden Händen und blickte ihr aufmerksam ins Gesicht.

"Vorgestern kam die Kaiserin Eugenie," las Frau Ina. "Sie ist, seit ich sie nicht gesehen habe, viel voller geworden, was ihr außerordentlich gut steht. Der junge Prinz gleicht ihr wenig, er gleicht aber auch dem Vater nicht. Er erinnert ein wenig an Max Belcherheim, ist aber weniger hübsch."

"Wir leben hier sehr angenehm. Es sind viele Landsleute hier und einige sehr lebenswürdige österreichische Familien. Du kennst meine Schwäche für Alt-Österreich. In unserm Kreise verkehrt auch ein Jesuit, ein Graf Marlow, ein lebenswürdiger Mann aus guter alter Familie. Er schien es eine Zeit lang auf mich abgesehen zu haben; ich ging ihm aber mit der Bibel so euerigisch zu Leibe, daß er auf den Sand gerieth, wie ein Floss bei fallendem Wasserstande. Ich that nur — Was hast Du, Georg?"

Georg hatte die Hand seiner Frau fallen lassen und war aufgesprungen. "Wie edel," hatte er, während Ina las, gedacht, "wie edel ist dieses Antlitz! Wie schön ist mein Weib und wie — und wie — unerträglich!"

"Was hast Du, Georg?" wiederholte die Gräfin, indem sie sich erhob und beunruhigt an ihn herantrat.

"Nichts, Ina, nichts. Es ist so heiß hier. Amalie, bringen Sie mir einen Syphon, aber er muß ganz kalt sein."

Ina war zärtlich um ihn besorgt; sie ahnte nicht, daß jede Berührung ihrem Manne weh that, daß er hätte aufschreien mögen.

Der Graf wurde seiner wieder Herr, hörte den Brief zu Ende und unterhielt sich dann, so gut er konnte.

Als er gegangen war, wandte sich Ina zu Amalie. "Was der Herr nur haben mochte?" fragte sie.

Ueber Amalies Gesicht flog ein spöttisches Lächeln. "Der gnädige Herr war mit ihr ausgeritten. Da wird er sich zu sehr erhitzt haben."

Die Gräfin erwiderte kein Wort, aber sie wurde sehr bleich. Es war zweifellos das Gewissen, das den Grafen aufgeschreckt hatte. Sie nahm sich vor, ihren Mann künftig noch sorgfältiger zu beobachten, und sie führte ihren Vorsatz mit der ganzen Selbstquälerei der Eifer sucht aus. Und doch konnte sie zu keiner Gewißheit gelangen.

Der Graf war zwar wie verwandelt. Er, der sonst stets so heiter und gleichmäßig Gestimmte, war jetzt vielfach zerstreut, oft niedergeklagen, immer unruhig. Die Leute hatten ihn nie so reizbar und jähzornig gesehen, wie in diesen Tagen. Er behauptete zwar, die Hitze und Hallermünde trügen die Schuld daran; aber das war wenig glaubhaft. Auf der anderen Seite war das Wesen der Gouvernante so unbefangen, daß es Ina immer wieder stutzig machte.

Auch Alice litt unter der Veränderung, die mit dem Grafen vor sich gegangen war. "Unser Graf ist in den letzten beiden Wochen ganz verändert," klagte sie ihrer Freundin. "Die Kinder und ich müssen bei Tag und Nacht daran denken, was er nur haben mag. Ich sage Dir, es sind vierzehn Tage her, seit wir zum letzten Mal sein uns so herzlich klingendes Lachen hörten. Er behauptet, das neue Gut mache ihm über-

mähig viel zu schaffen, und ich will das wohl glauben, wenigstens reitet er jetzt auch am Nachmittag noch aus und nimmt mich nur mit, wenn ich ihn ausdrücklich darum bitte; es scheint mir aber, als ob die eigentliche Ursache seiner Verstimmung die Leunen der Gräfin sind, er sieht wenigstens immer finstler drein, wenn er von ihr kommt. Was für eine Gemüthsbeschaffenheit gehört dazu, einem solchen Manne das Leben zu verbittern! Die Gräfin hat ihn wahrhaftig in keiner Weise verdient. Da verstehen die Leute ihn besser. Er ist jetzt manchmal wirklich recht ungerecht; aber keine Klage wird laut. „Wenn unser Graf nur nicht krank ist!“ sagen sie mit besorgten Gesichtern — das ist alles.“

Ein sehr heißer Tag neigte sich seinem Ende zu. Der warme Abendwind fuhr zum Theil schon über die Stoppeln hin, und wo er noch auf aufrechte Halme stieß, da neigten sich die sorggefälligen Aehren schwer dem Boden zu. Der Graf hatte nach Tisch noch einen weiten Gang um die Felder gemacht und wandte sich jetzt müde und matt dem Burgberge zu. Seit jenem Abend, an dem er mit Alice hier gegessen hatte, suchte er dieses Plätzchen oft auf, um hier — von ihr zu träumen. Er hatte sich eingeredet, daß er das ja dürfe, und daß er, wenn er ihre Gegenwart mied, alles that, was er und andere irgend von ihm verlangen konnten. So ließ er denn auch heute, als er oben auf der Bank Platz genommen hatte, seine Phantasie frei gewähren. Ach, unter ihrem Pinsel entstanden ja so köstliche Bilder, Bilder, deren Anblick bezauberte und die Gegenwart vergessen ließ, wie das Opium der Orientalen.

Ein leises Geräusch ließ ihn sich umwenden. Da stand sie, von der er so eben geträumt hatte, und blickte ihn an, heute zum ersten Mal nicht wie ein Kind, sondern verlegen, erröthend, verwirrt. Der Graf erhob sich, schritt auf sie zu und umarmte sie. Er fand keinen Widerstand.

Man sagt, daß die Ertrinkenden, wenn der Schreck und der Erstickungskampf überwunden sind, ein wundervolles Gefühl von völliger wonniger Hingabe überkommen soll.

Die beiden waren wie zwei Ertrinkende. Aber nur für einen Augenblick, dann wurden sie wieder ins Leben zurückgerufen. „Fräulein,“ rief eine Kinderstimme aus dem Dickicht, „Fräulein, ich habe einen wunderschönen, ganz runden Stein!“

Der Graf fuhr zurück, und Alice slog den Hügel hinab, dem Dickicht zu, wie ein Reh, das der Morgen auf freiem Felde überrascht hat.

Der Graf blickte ihr einen Augenblick nach, schlug sich dann mit der Hand vor die Stirn und wendete sich dem nach dem Schlosse führenden Fußpfade zu. Er verfolgte ihn so eilig und mit so festen Schritten, als ob im Schlosse ein dringendes Geschäft Erledigung heischte. Die tollsten Vorläufe und Pläne durchkreuzten sein Hirn. Auf dem letzten Baume des Wäldchens saß ein riesiger Kolkrabe und krächzte laut nach dem Grafen hinüber. Dieser blieb stehen und that, als ob er eine Flinte anbadete; aber der Vogel ließ sich nicht verheugen. Die Kolkraben sollen ja uralt werden — vielleicht hatte dieser es schon mit angesehen, wie während des nordischen Krieges das Feuer — nicht jenes Feuer der Sonnenstrahlen, das jetzt aus allen Fenstern des Schlosses hervorschlug, nein, wirkliches Feuer — den Ebelhof, der damals am Fuße des Burgberges stand, bis auf den Grund verzehrte, und freute sich nun des neuen Unglücks.

„Ich habe mein Weib unglücklich gemacht,“ dachte der Graf, „meine Kinder unglücklich gemacht, ich habe in die Adern eines unschuldigen Kindes verzehrendes Feuer gegossen. Was nun? Zunächst müssen sie alle fort von hier — es wird sich schon ein Vorwand finden — und müssen getrennt werden. Und dann will ich an Ina schreiben und ihr sagen, wie es gekommen ist, und ihr die Freiheit wiedergeben. Ich werde dann auch frei werden und an Alice, so viel ich kann, gut machen, was ich ihr angethan.“

Und doch — was hieß in diesem Falle „frei geben“, „frei werden“? Konnte sein Weib, so lange er lebte, je wirklich frei werden, konnte er mit Alice je eine wirkliche Ehe führen?

Georg blieb stehen. Ein Feldrain führte rechts zwischen den Kornbreiten hin. Georg betrat ihn und ging langsam zwischen den fast manns hohen Halmen weiter. Dann warf er sich nieder in das Gras, verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Wie glücklich war er bisher gewesen, wie rein — und nun!

Auch Alice hatte sich in tiefster Erregung auf ihr Zimmer geflüchtet. Wie hatte sie nur bisher so blind sein können, wie war sie nicht schon längst zum Bewußtsein gekommen, daß sie den Grafen liebte, daß er sie liebte? Aber was nun weiter? Er, der Edle, würde von ihr nimmermehr verlangen, daß sie seine Geliebte würde, und wenn er es verlangte, so gab es für eine Heinersdorf nur eine Antwort. Aber daran war ja gar nicht zu denken. „Der Graf liebt die Gräfin nicht und sie hat seine Liebe nicht verdient. Er wird sich von ihr scheiden lassen, und dann — dann —“ Alice schloß die Augen.

So dachte sie anfangs, dann aber kamen ihr andere Gedanken. Der Graf liebte die Gräfin nicht, und diese kalte launenhafte Frau hatte seine Liebe in keiner Weise verdient. Aber war sie nicht trotzdem sein Weib? Die Mutter seiner Kinder? Und dann — das Schloß und alles Land umher, so weit das Auge blickte, gehörte ihr, würde der Graf um Alliens willen auf das alles verzichten? Durfte sie die Veranlassung sein, daß eine Ehe gelöst wurde, durfte sie ein solches Opfer von dem Grafen annehmen, ja ihm nur zumuthen? Nein, nimmermehr. Sie wollte entsagen, wollte fort, fort ohne Abschied, noch heute fort. Aber wie sollte sie ihr plötzliches Scheiden der Gräfin gegenüber begründen? Wie ihrem Vater, den Freundinnen gegenüber? Und doch, was sollte daraus werden, wenn sie blieb?

Alice fiel nieder auf ihre Knie und ersuchte in heißem Gebet von Gott Rath, Schutz, Hilfe.

Als Amalie durch den Diener erfuhr, daß weder der Graf noch die Gouvernante beim Abendessen erscheinen würden, weil beide Kopfschmerzen hatten, suchte es seltsam in ihrem Gesicht.

„Gnädige Frau,“ sagte sie, „können die kleinen Komteßchen nicht heute bei Ihnen essen? Der gnädige Herr und sie kommen nicht zum Abendessen, weil beide Kopfschmerzen haben.“

Die Gräfin fuhr erschreckt auf, sagte sich aber rasch und erwiderte: „Natürlich.“

„Mama, das war ein schöner Abend,“ hieß es.

„Wo seid Ihr denn gewesen?“

„Auf dem Burgberge. Wir haben die schönsten Steine gefunden, zwei Kugeln.“

„War — war Fräulein Heinersdorf mit Euch?“

„Ja wohl, Mama. Die große Kugel hat Fräulein Heinersdorf gefunden. Sie hat uns auch eine wunderhübsche Geschichte erzählt vom treuen Johannes.“

Die Gräfin fuhr mit der Hand langsam über das weiche Haar der neben ihr knienden Erna. Auf ihren Wangen kam und ging das Roth in raschem Wechsel.

Amalie warf einen prüfenden Blick auf ihre Herrin und kam ihr dann zu Hilfe. War der gnädige Herr Graf auch da?“ fragte sie.

„Papa? Nein, Papa war nicht da.“

Die Gräfin athmete auf.

Aber Amalie war noch nicht befriedigt. „Können die Komteßchen mit ihr zurück?“ fragte sie.

„Eleonore, die am Fenster saß, wandte sich um und lachte. „Ja, Amalie, wir kamen mit ihr zusammen zurück. Warum fragst Du darnach?“

„Nun fragen kostet kein Geld. Warum soll ich nicht darnach fragen?“

(Schluß folgt.)

Der südamerikanische Eisenbahnkönig.

Nachdruck verboten
Bef. v. 11./VI. 70.

Am 29. September hat in Lima, der Hauptstadt Perus, ein Mann für immer die Augen geschlossen, dessen Name in Amerika einen gleichen Klang hatte, wie bei uns der Name Stronsbergs. Und in der That hat die Laufbahn von Henry Meiggs viel Aehnlichkeit mit jener Stronsbergs; beide arbeiteten sich aus kleinen Anfängen heraus, beide zeigten einen weiten Blick, schufen großartige kühne Werke, beide brachen zusammen, wurden von der Welt verspottet, verlacht, verwünscht. Was Meiggs betrifft, so wußte er nach wiederholten Bankerotten sich wieder aufzuraffen und was er verloren, hundertfach wieder zu gewinnen, so daß er als einer der reichsten Männer Amerikas gestorben ist. Ihm bot sich auch ein unendlich größeres Feld für seine schöpferische Thätigkeit dar, als seinem europäischen Doppelgänger, der auf dem schon über und über mit Eisenbahnen bebauten Boden Europas seine genialen Pläne durchführte, während Meiggs den jungfräulichen Boden des südamerikanischen Welttheils sich zur Schaubühne seiner Thaten ausortet und hier allerdings Erläuterliches fertig brachte.

Das Leben des Mannes, von dem wir hier sprechen, war ein höchst abenteuerliches. Auch fehlt in ihm ein schwarzer Punkt nicht, der ihn in Europa wenigstens für alle Zeiten unmöglich gemacht haben würde, während in Amerika der spätere Erfolg sein Verbrechen vollständig sühnte.

Henry Meiggs wurde am 7. Juli 1811 zu Catskill im Staate New-York geboren. Er widmete sich der kaufmännischen Laufbahn und betrieb zu Boston und New-York einen schwunghaften Holzhandel, bis das Jahr 1837 mit seiner Finanzkrise ihn zum ersten Male zur Einstellung seiner Zahlungen zwang. Frisch ging er in Williamsburg wieder ans Werk und hier glückte es ihm, den Bau der neuen St. Martinikirche übertragen zu erhalten; rasch arbeitete er sich wieder empor, machte aber 1842 zum zweiten Male Bankerott.

Bis hierher hatte sein Lebenswandel nichts besonders auffälliges. Amerikaner, die 30 Jahre alt und zweimal bankerott sind, kommen häufig genug vor. Eine Aenderung trat für Meiggs erst ein, als 1849 die Goldfelder Californiens entdeckt wurden und der Strom der Auswanderung sich nach Westen zu ergießen begann; als der neue Staat am Stillen Weltmeer gleichsam wie ein Pilz über Nacht emporjohob und im Handumdrehen ein Vermögen verdient werden konnte.

Der ehemalige Holzhändler überhäute mit weitem Blicke die Lage. „Ich calcuire,“ so sprach er zu sich, „daß in Californien tausende und tausende zusammenströmen. Diese tausende wollen wohnen, finden aber in dem unevilsirten Lande keine Häuser. Wohlta, ich schaffe schnell Häuser für die Odbachlosen und lasse sie mir gut bezahlen.“

Gesagt, gethan. Meiggs raffte alles zusammen, was er bekommen konnte, befrachtete ein Segelschiff, die „Miantie“, mit Bauholz und Vangeräthen, segelte um das Cap Horn und kam im Juli 1849 bei dem damaligen Dorfe San Franzisko an, wo gerade die ersten hohen Wellenschläge des Goldfiebers alles in Taumel verlegten. Meiggs verkaufte seine Ladung mit einem Reingewinn von 50,000 Dollars, die er sofort gewinnbringend verwendete. Trotdem Arbeitskräfte buchstäblich mit Gold aufgewogen wurden, da alles in die Minen strömte, wo ja das verführerische Metall im Sande lag, wußte er sich 500 Leute zu verschaffen, mit denen er an der sogenannten Contra-Costa an der Bai von San Franzisko Holz fällt, das in einer eigens von ihm in dieser Stadt erbauten Sägemühle zu Balken und Brettern umgestaltet wurde. Nun war er gerüstet und sein Geschäft sicherer als das der Goldgräber.

Wenn irgendwo bei einer Goldgrube, die sich als ausgiebig ankühte, Menschen in größerer Anzahl sich einfanden, war Meiggs sofort zur Stelle und ließ die im voraus zubereiteten Balken, Bretter, Latten, Schindeln, Glasfenster zusammenfügen, so daß binnen wenigen Tagen eine Anzahl von Häusern da stand, mit Küche und Geschirre aller Art. Wer nun Gold gefunden, ein reicher Mann in der Wüste geworden, sehnte sich nach einem Obdache, und so kam es, daß für Meiggs Bretterbuden in den Goldminen höhere Preise gezahlt wurden, als

für Steinhäuser in großen Städten. Als die Straßen sich mehrteten, aus den Dörfern von Bretterbuden kleine Städte erwuchsen, wußte Meiggs allen neuen Anforderungen entgegenzukommen. Er lieferte ein großes Hotel in sechs Tagen, eine Spielhölle in 24 Stunden; für ein Rathhaus hatte er etwa acht Tage nöthig. Natürlich alles aus Holz und nach der Schablone — aber für die neuen Städte genügend. Auch Galgen, welche einen gesuchten Artikel bildeten, weil man fast täglich Diebe oder Mörder zu hängen hatte, lieferte Meiggs in solidester Waare. Als Geschäftsmann war er durchaus coulant und als Mensch allgemein beliebt.

In Californien trat damals, nachdem die Flut hochgegangen war, eine tiefe Ebbe ein. Die Werthe sanken, kamen nach und nach auf den richtigen Stand herab, und ruhige Geschäftsleute trugen den neuen Verhältnissen Rechnung. Nur Meiggs, durch seine großen Erfolge verblendet, dehnte seine ohnehin schon vielfach verzweigten Geschäfte noch weiter aus und erklärte, daß er sich vorgenommen habe, der reichste Mann am Stillen Ocean zu werden. Damals ging jenes Wort noch nicht in Erfüllung und statt reicher zu werden, kamen Verluste auf Verluste. Er zahlte indessen, bis er nicht mehr konnte — aber vom 5. Oktober 1854 ab wurde er in San Franzisko nicht mehr gesehen.

Schon vorher waren seit mehreren Wochen ungünstige Gerüchte über ihn im Umlauf gewesen, und als er verschwunden war, ergaben die Untersuchungen, daß er gefälschte Stabobligationen im Betrage von 900,000 Dollars in Umlauf gesetzt hatte. Darauf trat eine Art Panik ein, man wollte den Flüchtling, von dem man erfuhr, er habe sich auf der Bark „Amerika“ eingeschiffet, auf der See verfolgen, konnte ihn aber nicht einholen. Es ist charakteristisch, daß dann, als er fort war, natürlich auf Nimmerwiederkommen, manche Geschäftsleute, welche selbst mit eigener Hand Wechsel unterschrieben hatten, ihre Unterschriften jetzt für Fälschungen ausgaben, die Meiggs begangen haben sollte.

Dies ist der dunkle Fleck in dem Leben des merkwürdigen Mannes. Wir wollen gleich hinzufügen, daß er später, soweit dies anging, den verursachten Schaden wieder gut zu machen bemüht war — doch nach Californien durfte er niemals zurückkehren. Der Schanplatz seiner Thätigkeit lag jetzt in Südamerika.

In Chile, wohin Meiggs sich nun wandte und wo er sicher war, begann für ihn ein neuer Lebensabschnitt und eine durchaus ehrenhafte Laufbahn. In der Hauptstadt Santiago, wo er mit einflussreichen Staatsmännern bekannt wurde, bewies er, daß gerade für ein Land von der Lage und Bodenbeschaffenheit Chiles ein ausgedehntes Eisenbahnnetz notwendig sei. Man ging auf seine Pläne ein und übertrug ihm den Bau des Schienenweges zwischen der Hauptstadt und dem Hafen Valparaiso. Er überwand bei demselben alle Schwierigkeiten und gab den Anstoß zu neuen Unternehmungen. Jene erste Bahn ist ein großartiges Werk und man hat die Arbeiter, namentlich was die Brüden anbelangt, mit jenen auf dem Semmering verglichen. Englische Ingenieure hatten die Kosten dieser Bahn auf 27 Mill. Doll. und die Bauzeit auf acht Jahre berechnet. Die Länge betrug 33 englische Meilen, und Höhen von 1500 Meter waren zu überwinden. Meiggs aber vollendete das Werk in vier Jahren für 12 Millionen Dollars und hatte einen Reingewinn von 1,320,000 Dollars.

Nun stieg sein Ruhm wieder, und die Regierung von Peru, welche reichen Gewinn aus ihren Guanolagen zog, und Geld verfügbar hatte, lud Meiggs ein, das Land mit Eisenbahnen zu versehen. Hier, wo die Cordilleren das eigentliche große Gebiet mit seiner Ueberfülle von Produkten wie eine ungeheure Schranke vom Meere absperrten, waren Schwierigkeiten im Eisenbahnbau zu überwinden, wie sie nirgends wieder in der Welt vorkommen, denen gegenüber die nordamerikanische Pacificbahn und unsere Alpenbahnen in den Schatten treten müssen. Aber Meiggs schreckte davor nicht zurück und begann 1867 den Bau der peruanischen Eisenbahnen; bis zu seinem

Tode vollendete er binnen zehn Jahren 1007 englische Meilen mit einem Kostenanwande von 126,000,000 Dollars.

Die erste Bahn, deren Bau durch das Erdbeben von 1868 unterbrochen wurde, führte vom Hafen Mollendo am großen Ozean nach der 2500 Meter hoch gelegenen Stadt Arequipa und wurde im Anfang 1871 mit einem Geränge eröffnet, welches alles hinter sich zurückläßt, was man bei derartigen Festlichkeiten zu sehen gewöhnt ist. Die goldenen und silbernen Erinnerungsmedaillen, die Meiggs prägen und bei dieser Gelegenheit vertheilen ließ, hatten einen Werth von 100,000 Doll.; Meiggs mietete einen großen Dampfer, die „Panama“, ließ mit diesem von Lima 600 der angesehensten Personen abholen und eine Woche lang auf seine Kosten einquartieren und verköstigen; der Präsident der Republik, General Balta, erschien mit einem Gefolge von 1000 Mann, und war mit allen diesen — der Gast des ehemaligen banterotten Holzhändlers. Fürwahr, ein Aufwand, wie ihn kaum der ägyptische Vizekönig bei der Eröffnung des Suezkanals trieb.

Die großartigste Bahn aber, die Meiggs baute, ist jene von Lima nach Droga über die westlichen Cordilleren, über enge tiefe Schluchten, himmelhohe steile Felsen und furchtbare Abgründe hinweg. Sie ist unbedingt das gewaltigste Eisenbahnwerk, welches je auf der Welt zur Ausführung gekommen ist, wie schon folgende Zahlen beweisen. Der höchste Punkt der Semmeringbahn liegt in 907 Meter. der Gotthardbahn 1163 „ der Montcenisbahn 1295 „ der Brennerbahn 1396 „ der Pacificbahn 2512 „ der Droyabahn aber in 4769 „

Hier führt also die Eisenbahn in Montblanchhöhe über das Gebirge und alles, was zu ihrem Bau gebraucht wurde, mußte aus den Vereinigten Staaten oder England bezogen werden.

Henry Meiggs, der das vollbrachte, war nun der Löwe des Tages und das geworden, was er einst in Californien sich vorgenommen: der reichste Mann am Stillen Ozean. Man verzieh ihm seine californischen Sünden, da er neben sich andere nicht vergaß und ein Wohlthäter Limas wurde, wo er in einem wahrhaft königlichen Palaste wohnte, in welchem stets 70 Fremdenzimmer bereit standen, um distinguirte Besucher aufzunehmen. Sein sechzigster großer Part ist eine Schenswürdigkeit der Stadt und seine Wohlthätigkeit war großartig. Bittgesuche erhielt er aus allen Erdtheilen. Im Mai des Jahres 1871 lief bei ihm, wie mit jeder Dampferpost, eine unzählige Menge von Zuschriften aller Art ein. Er ließ durch seinen Sekretär die Summen, um welche er an diesem einen Posttage von ihm ganz unbekanntem Leuten aus Europa, Amerika und Australien angebettelt wurde, zusammenstellen. Es kam nur der kleine Betrag von 188,000 Dollars heraus!

Meiggs war jedenfalls einer der interessantesten Männer unserer Zeit, ein Mensch von ganz ungeheurer Energie, von einer Rastlosigkeit ohne Gleichen und von ausgesucht praktischem Verstande. Er war Menschenkenner durch und durch, gigantische Pläne und Projekte erwoog er mit eisiger Kälte und Ruhe, und sobald ein Entschluß bei ihm feststand, führte er ihn rasch und mit äußerstem Nachdruck aus. Wenn das Verbrechen, welches er in Californien sich zu Schulden kommen ließ, der Sühne fähig ist, dann hat er dasselbe durch sein späteres ehrenhaftes Leben wieder gut gemacht und die schwarze Stelle verdeckt durch großartige Thaten.

Rachdruck verboten.
S. 11. VI. 70

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

VII.

Mit dem weiteren Fortschreiten der Parteisonderung und Neubildung traten allmählich einzelne Personen mehr in den Vordergrund. Man muß hierbei zunächst zweier Männer gedenken, deren Thätigkeit ich aus der Nähe verfolgen konnte und die jeder an seinem Theile der Partei, welche sie ergriffen hatten, mit voller Hingebung die wesentlichsten Dienste leisteten. Es sind dies der Graf Finkenstein, Kammerherr Ihrer Majestät der Königin Elisabeth, und der Baron von Hertefeld, von denen ersterer sein Haus als einen Sammelplatz für alle gleichgesinnten Elemente darbot, und der zweite einen Vereinigungspunkt etablierte, um den Abgeordneten aus den Provinzen in der Konfusion von Berlin einen festen Anhalt zu gewähren. Ich weiß es und kann es bezeugen, daß der Baron von Hertefeld damals den namhaftesten Aufwand an Geld und Zeit nicht schonte, um seinem Vaterlande Dienste zu leisten, und dabei setzte er seine Ehre darein, niemals etwas für sich zu begehren.

Außerdem machten sich alsbald einige jüngere Glieder bekannter Familien durch eine hervorragende Thätigkeit bemerkbar und ich glaube hier besonders den Grafen Goltz, gestorben als Gesandter in Paris, den jüngeren von Bethmann-Hollweg, den Herren von Arnim-Grüewen nennen zu sollen, indem von diesen auch die Bildung des „Vereins für König und Vaterland“ ausging, welcher Verein als der erste den Muth hatte, der durch die Märzbewegung herrschend gewordenen Richtung in großen öffentlichen Versammlungen zu Frankfurt a. O. und Halle entgegenzutreten und insbesondere die Rückkehr des Prinzen von Preußen energisch zu fordern.

Vor allen aber traten schon damals in den Vordergrund der Herr von Bismarck-Schönhausen und der Herr von Kleist-Resow, zwei allerdings schon damals an sich sehr verschiedene, aber durch das Band der Freundschaft und, so viel ich weiß, auch der Verwandtschaft eng verbundene Persönlichkeiten.

Es ist mir damals vergönnt gewesen, mit beiden in näheren persönlichen Verkehr zu treten, und ich habe dabei Gelegenheit gehabt, Charaktere zu studiren, welche seitdem einen so entschiedenen Einfluß auf die Entwicklung unseres Vaterlandes ausgeübt haben.

Es würde der Wahrheit nicht entsprechen, wollte ich die Behauptung aufstellen, daß die Bedeutung der Persönlichkeit des Herrn von Bismarck damals schon bestimmt herausgetreten und erkannt wäre. Im Gegentheil ist mir bekannt geworden, daß nicht lange zuvor ein Vorschlag, dem Referendarius von Bismarck ein Landrathsamt in der Provinz Posen zu übertragen, erheblichen Bedenten begegnete, die allerdings zu einem nicht geringen Theile davon hergenommen waren, daß es ihm sehr schwer werden würde, innerhalb der bürokratischen Hierarchie die richtige Stellung zu nehmen.* Es tritt hinzu, daß das erste parlamentarische Auftreten des Herrn von Bismarck offenbar das eines preussischen Junkers war, weungleich auch schon damals bei ihm das Adjektivum stärker war als das Substantivum.

Alle, die ihm näher traten, überrasschte indes schon beim Beginn seiner Laufbahn die Fülle von Witz und Humor, welche ihm zu Gebote stand, die praktische Energie in seinem ganzen Auftreten und die eigenthümliche geistreiche Auffassung der Verhältnisse, welche das Original nicht verkennen ließ.

Daß ein Charakter dieser Art der Märzbewegung und deren Konsequenzen mit voller unbedingter Opposition gegenübertrat, kann nicht überrasschen und zwar um so weniger wenn man dabei auf die sozialen und politischen Traditionen sowie darauf Rücksicht nimmt, daß der praktische Staatsmann überhaupt allein durch die Schule des Lebens gebildet werden kann, weshalb auch die eigenartige Entwicklung des Herrn von Bismarck erst von da an datirt, wo seine Sendung nach Frankfurt a. M. ihn ins praktische Leben einführte.

Dagegen hat Herr von Kleist, welcher anfangs seinem

* Es kursirte damals aus der Zeit seiner Beschäftigung bei der Regierung in Potsdam eine Anekdote, deren Richtigkeit ich indes persönlich nicht verbürgen kann. Man erzählte nämlich, Herr von Bismarck habe als Referendarius dem Oberpräsidenten von Meining seinen Besuch gemacht, dieser aber den Besuch nicht erwidert. Später habe Herr von Meining ihn eingeladen, Bismarck jedoch dieser Einladung keine Folge geleistet und auf die einigermassen verwunderte Frage des Oberpräsidenten, warum er nicht gekommen, die Antwort ertheilt: „Wenn Sie mich nur als Referendarius behandeln wollen, so habe ich keinen Gegenbesuch zu verlangen; wollen Sie aber Umgang mit mir haben, so erwarte ich zunächst Ihren Gegenbesuch.“

Freunde Bismarck theoretisch entschieden überlegen war, seine damalige Stellung in der Hauptsache festgehalten. Dadurch ist die Entwicklung beider je länger desto mehr eine divergierende geworden und zwar in dem Maße, daß, während Bismarck der erste Staatsmann Europas geworden, Kleist der Repräsentant des alten preussischen Adels, allerdings in edelsten Sinne des Wortes, geblieben ist.

Daß der Professor Stahl, welcher alsbald eine so hervorragende politische Stellung einnahm, anfangs weniger in den Vordergrund trat, hatte seinen Grund darin, daß er zu denjenigen gehörte, welche Berlin auf einige Zeit verließen, und daß er überdies mit der ihm eigenthümlichen Leistungsfähigkeit mehr auf die Studirstube angewiesen war.

Inzwischen nahm die Bewegung ihren Fortgang. Dabei blieb die weitere Entwicklung der Dinge in Paris in vieler Beziehung von maßgebender Bedeutung. Auch in Preußen waren seit der schlechten Ernte und dem daraus hervorgehenden Nothstande des Jahres 1846 gewisse Fragen aufgetaucht, und die Beteiligten blickten um so gespannter und erwartungsvoller nach Paris, als man dort mit lauter Stimme das „neue Evangelium der Armen“ verkündigte und auch dem übrigen Europa baldige Hilfe verhiess.

Wie schon vorher näher dargelegt wurde, war indes das preussische Volk für jene Lehre damals zwar schon empfänglich, aber noch nicht reif; doch war die Bewegung immerhin bedeutend genug, um den nunmehrigen Ministerpräsidenten Camphausen schon bei den Beratungen des vereinigten Landtags zu Aeusserungen zu bestimmen, welche sein Bruder, der jetzige Finanzminister Preußens, heute wahrscheinlich sehr bedenklich finden wird. Herr Camphausen der Ältere empfahl nämlich damals die Einführung einer Einkommensteuer, weil eine solche Steuer die größere Verbreitung der Anerkennung erziele, für die Beschäftigten vieles zu thun, und weil er es eben für eine Pflicht der Reichen hält, sich zu Gunsten der Armen selbst zu bestreuen. Wie dunkel und verwirrt auch die Begriffe seien, sagte derselbe, welche an die Schlagworte unserer Zeit anknüpfen, an die Worte: Kapitalismus, Proletariat, Kommunismus, Sozialismus, Organisation der Arbeit — das wird niemand leugnen, daß auf dem tiefsten Grunde der wogenden Oberfläche eine Wahrheit liege, die Wahrheit nämlich, daß der Mensch, welcher lebe, auch das Recht habe zu leben, und daß dieses Recht von der Gesellschaft in einem erweiterten Umfange anzuerkennen sei.

Diese Auffassung bemächtigte sich in steigender Progression auch der Masse der Bevölkerung und kam bei den Wählern dadurch zum Ausdruck, daß die aus dem Kompromisse der radikal-politischen Partei mit der sozialen Nuance hervorgegangene demokratische Partei einen großen Theil der Stiche der neuen Nationalversammlung gewann und sich alsbald auch das Recht beilegte, als parlamentarische Linke im Namen des „Volkes“ gegenüber den Konstitutionellen aufzutreten, ein Anspruch, der von dem „Volke in Berlin“ auf der Straße kräftig unterstützt wurde. „Auf der Linken sitzt das Herz und auf der Rechten schlägt das Herz des Volkes.“ Dieser Ausspruch Robert Blums wurde überall mit Variationen wiederholt.

Man muß es als eine Konsequenz dieser Auffassung bezeichnen, wenn bald nach dem Zusammentritt der „vereinbarenden“ Nationalversammlung es der demokratischen Partei gelang, sich der Führung zu bemächtigen, und diese auch so lange festzuhalten, bis die Krone ihr Bis-hierher-und-nicht-weiter sprach und die „vierte Staatsgewalt“, nämlich die Armee, wieder handelnd auf der Bühne erschien.

Es hiesse Allbekanntes wiederholen, wollte ich auf die einzelnen Phasen der Nationalversammlung näher eingehen, doch kann ich es mir nicht versagen, an einen „Berliner Witz“ aus jener Zeit zu erinnern: „Das Jahr 1848 habe bewiesen, daß schon im Jahre zuvor alles quarante sept gestanden habe.“ Es war in der That so, als müßte man sich überall auf die Fundamente und die Fundamentalwahrheiten von Staat und Gesellschaft neu besinnen.

Daß die in die Nationalversammlung eingetretenen Celebritäten vom Tage vorher sehr schnell abgemüht wurden, ver-

sieht sich von selbst. Sie hatten das Schicksal aller derer, welche sich der Täuschung hingeben, eine von ihnen selbst mitangeregte Bewegung in einem bestimmten, ihnen bequemen Stadium bremsen zu können.

Unerwarteter war es dagegen, daß es einem in seiner früheren Heimat Westfalen unter dem Namen der „Bauernkönig“ bekannten, persönlich sehr eifrigen Katholiken, dem Obertribunalsrath Waldeck, gelang, die unbestrittene Führerschaft der demokratischen Partei zu gewinnen und in dieser die Tendenz zur herrschenden zu machen, die Macht des preussischen Königthums auf ein Minimum zu reduzieren. Man hat damals die Frage aufgeworfen, ob Herr Waldeck diese Stellung einnahm, weil oder obgleich er Katholik sei. Man ist damals die Antwort auf diese Frage schuldig geblieben, und ich wage sie auch heute nicht positiv zu beantworten.

Neben dem Herrn Waldeck waren es besonders die Herren Oberbürgermeister Grabow aus Prenzlan, Regierungsrath von Unruh aus Potsdam, Oberbürgermeister Ziegler aus Brandenburg, Assessor Jung aus Köln, Dr. Johann Jacoby aus Königsberg, Dr. d'Estier aus Köln und Behrens aus Berlin, welche als Mitglieder der demokratischen Partei die Aufmerksamkeit auf sich zogen und von denen bekanntlich der erstere längere Zeit hindurch den Präsidentensstuhl der Rationalversammlung innehatte. Derselbe war jedoch, soweit meine Wahrnehmungen reichen, stets mehr Werkzeug als Führer, wie er denn auch schließlich bei der Sonderung der späteren Fortschrittspartei als gemißbrauchter und desavouirter Staatsmann seine politische Laufbahn abgeschlossen hat.

Dagegen war der Herr von Unruh ein in seinem speziellen Fache als Regierungsbaurath schon früher als sehr geschickt geltender, und dabei als loyal gerühmter Beamter, ein Mann mit eigener politischer Initiative und nicht ohne staatsmännische Gedanken und Apercus, wie denn bekanntlich von ihm der Rath ausging, vor allen Dingen die Kreis- und Gemeindeordnung im demokratischen Sinne zu reformiren, und wie er es denn auch war, unter dessen Vorsitze später das mit dem Namen „Club Unruh“ bezeichnete Kampfparlament in Berlin tagte.

Am unerwartetsten war das forcirt demokratische Auftreten des Herrn Ziegler, da dieser nicht allein von Hause aus eine aristokratisch zugeschnittene Natur war, sondern bis dahin auch im regsten geselligen Verkehr mit den Offizieren des in Brandenburg garnisontirenden Kürassierregiments gestanden und noch wenige Tage zuvor seine Bewunderung der preussischen Armee in sehr demonstrativer Weise kundgegeben hatte. Im übrigen war Herr Ziegler ein hervorragend begabter Mann, wie er dies später sowohl als Abgeordneter sowie als Schriftsteller bewiesen hat. Auch hat er seinem Vaterlande im Jahre 1866 den wesentlichsten Dienst geleistet, als er der erste war, welcher in Breslau die Fahne des preussischen Patriotismus hoch erhob, eine That, die in meinen Augen vieles andere ver-gessen macht.

Was den Assessor Jung anlangt, so befinde ich mich einigermaßen in Verlegenheit, diesem seine rechte Stelle anzuweisen. Mit einer nicht gewöhnlichen Rednergabe ausgestattet, vermag ich ihn doch kaum als einen ernsthaften Politiker zu behandeln, sondern genau genommen nur als den Mann, welcher damals die revolutionäre Schelle und Pritsche schwang und in poetischer Verherrlichung der Barrikadenhelden schwärmte. Wie es scheint, ist er jetzt ganz nüchtern geworden.

Eine besondere Gruppe bildeten die Herren Jacobi, d'Estier und Behrens und insbesondere war es der letztere, welcher mit den Volksmassen die genaueste und feinste Fühlung hatte und sich schon damals in dem sozialen Gedanken mit Verständnis und Konsequenz bewegte. Neben diesem war indes auch schon damals der Dr. Johann Jacoby, der Verfasser der vier Fragen und gefeierter Held des ostpreussischen Liberalismus, nicht ohne tieferes Verständniß für die Zeichen der Zeit und ich glaube seinem Andenken das Auerkenntniß schuldig zu sein, daß seine spätere Hinneigung zum Sozialismus keineswegs auf einem Wechsel seiner Ansicht beruhte, sondern vielmehr die konsequente Entfaltung seiner ursprünglichen Stellung war. Herr Jacoby war an sich zu „prinzipiell“ und zu „konsequent“, um einen

weiteren Horizont zu haben, und hat deshalb auch als unveränderlicher Politiker „auf seine eigene Hand“ auf die spätere Entwicklung einen wesentlichen Einfluß nicht mehr ausgeübt.

Eine eigenthümliche Gestalt war der Herr d'Esler, ein entschieden talentvoller, rühriger und thätiger Mann, der indes seine politische Thätigkeit dadurch beeinträchtigte, daß er auch als parlamentarischer Führer den rheinischen Schoppenstecher nicht verleugnen konnte. Dies hatte die Folge, daß „nachts um die zwölfte Stunde“ das volle Faß sich spaltete und seinen politischen Inhalt zum besten gab. Außerdem hatte er die Gewohnheit, zu einer bestimmten Stunde des Abends den Rod anzuziehen. Nun hatte er gute Freunde, welche diesen Augenblick benutzten, um von den in seinem Rode befindlichen Geheimnissen Notiz zu nehmen, so daß die Regierung, was damals vielfach überraschte, stets von allem, was er und seine Freunde dachten und wollten, ziemlich genau unterrichtet war.

Diesen Kapazitäten der demokratischen Partei hatte die konstitutionelle Partei, die sich damals „die Rechte“ nannte, nur ein bescheidenes Kontingent gegenüberzustellen. Männer, die theilweise mit gebrochenem Schwerte kämpften, weil sie sich von der Demokratie nicht in den Prinzipien, sondern nur in den Konsequenzen trennten und die andererseits derart in dem Majoritätsgedanken verfrüht waren, daß sie mit diesem auf der schiefen Ebene unaufhaltbar bergab gingen. Der begabteste auf konstitutioneller Seite war der Herr von Meusebach, damals, soviel ich weiß, Regierungsassessor in Marienwerder, ein jovialer Lebemann, dessen Gabe und Verdienst es war, durch den burlesken Ton, welchen er anschlug, die ursprüngliche Furcht seiner Gesinnungsgenossen einigermaßen zu bannen. Von ihm ist der prophetische Ausspruch, daß es „in der Nationalversammlung nach Leichen rieche.“

Neben ihm fungirte der „alte Hartort“, welcher damals in Folge seiner mit Geschid und in populärer Sprache geschriebenen „Bürger- und Bauerbriefe“, welche in den Provinzen einen entschiedenen Eindruck machten, als eine konservative Größe gefeiert wurde.

Je unbestimmter und verschwommener die Prinzipien und Bestrebungen der einzelnen politischen Nuancen an sich waren, desto farbloser und inkompetenter wurden natürlich auch ihre „Größen“ und „leitenden Geister“, und es wird sich später noch Gelegenheit finden, auf einzelne derselben hinzuweisen.

Anlangend die weitere Entwicklung selbst, so stellte sich dabei die eigenthümliche aber bekannte Erscheinung heraus, die man wahrscheinlich schon am Himmel beobachtet haben wird, daß, wenn sich Wind oder Wetter ändern wollen, die oberen und die unteren Volksschichten nicht selten nach verschiedener Richtung getrieben werden. So wehte auch in der Nationalversammlung und in der Bevölkerung selbst ein verschiedener Wind und zwar so, daß die Verschiedenheit der Strömung sich nicht nur im ganzen und großen, sondern auch in den verschiedenen Unterabtheilungen geltend machte. Während im Volke selbst, nach der Ueberwindung der ersten Ueberraschung die vorhandenen Kräfte und Elemente wiederum mit ihrer selbst-

eigenen Kraft und ihrem natürlichen Schwergewicht zu wirken begannen, fing in der Nationalversammlung selbst eine gewisse generatio aequivoca an Platz zu greifen, indem der dort versammelte momentane Niederschlag des Volksgewisses sich mit der Täuschung schmeichelte, der spezifische und dauernde Gehalt desselben zu sein und sich um deswillen in seiner eigenthümlichen Stellung je länger desto mehr befestigte und veranerte. Der Erfolg konnte natürlich kein anderer sein, als daß man später, als es darauf ankam, seine Kraft und Bedeutung zu erweisen, sich zur eigenen Ueberraschung und Beschämung völlig isolirt fand und bei seinem Verschwinden nichts als den „üblischen Geruch“ hinter sich ließ.

Dieselbe verschiedene Strömung aber machte sich auch innerhalb der Nationalversammlung selbst bemerkbar und würde unzweifelhaft schon damals größere Dimensionen angenommen haben, wenn nicht die baldige Niederlage der demokratischen Partei als solcher das Offenbarwerden der Spaltung verhindert hätte. Erfahrungsmäßig nämlich spalten sich die aus mehreren Elementen zusammengesetzten Parteien nur im Falle des Sieges, weil die gemeinsame Opposition und Aktion selbige bis dahin zusammenhält, wie wir dies später bei der Fortschrittspartei bestätigt gefunden haben. Diese fiel mit dem Tage ihres Sieges zunächst in die beiden Bestandtheile „Nationalliberalismus“ und „Fortschritt“ auseinander, von welchen alsdann auch der letztere die Führung seiner sozialgefärbten Hinterlassen nur noch so lange behauptete, als er die Täuschung festzuhalten vermochte, daß er volksthümlichere soziale Ziele verfolgte, als die nationalliberale Partei.

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, hierbei noch speziell darauf aufmerksam zu machen, daß in jener Zeit auch der Handwerkerstand anfing, sich auf seine alten Institutionen zu besinnen, ein Anfang, der in sich die Möglichkeit einer überaus segensreichen Entwicklung barg, wenn man anders verstanden hätte, mit Wohlwollen und Voraussicht auf dessen Bestrebungen einzugehen.

Inzwischen war auf den Wunsch des nach Ruhe und Ordnung schmachenden Bürgers „einiges Militär“ nach Berlin zurückgeführt, ohne indes die Physiognomie der Stadt dadurch wesentlich zu verändern. Der Grund hierfür lag in den eigenthümlichen Dispositionen, durch welche man das Militär zu der damals unter dem provisorischen Kommando des Herrn von Minutoli stehenden Bürgerwehr in eine untergeordnete Stellung gebracht hatte. Ein großer Theil der Wachen blieb in dem ausschließlichen Besitz der Bürgerwehr, nur ein kleiner wurde von dem Militär ausschließlich besetzt, und bei den gemeinschaftlichen Wachen war der militärische Befehlshaber dem Kommandeur der Bürgerwehr subordinirt. Außerdem entbehrte das Militär jeder eigenen Initiative und blieb mit seiner Aktion auf die Requisition der bürgerlichen Chefs angewiesen. Nur wer die Heldenthaten der Bürgerwehr aus der Nähe mit angesehen, als die Arbeiter ihnen als Gegner gegenüber standen und zum Vergnügen ihre Fackeln auf ihren Rücken abklopfen, vermag die Weisheit dieses Arrangements vollkommen zu würdigen.

Waidmannsheil.

(Zu dem Bilde auf Seite 125.)

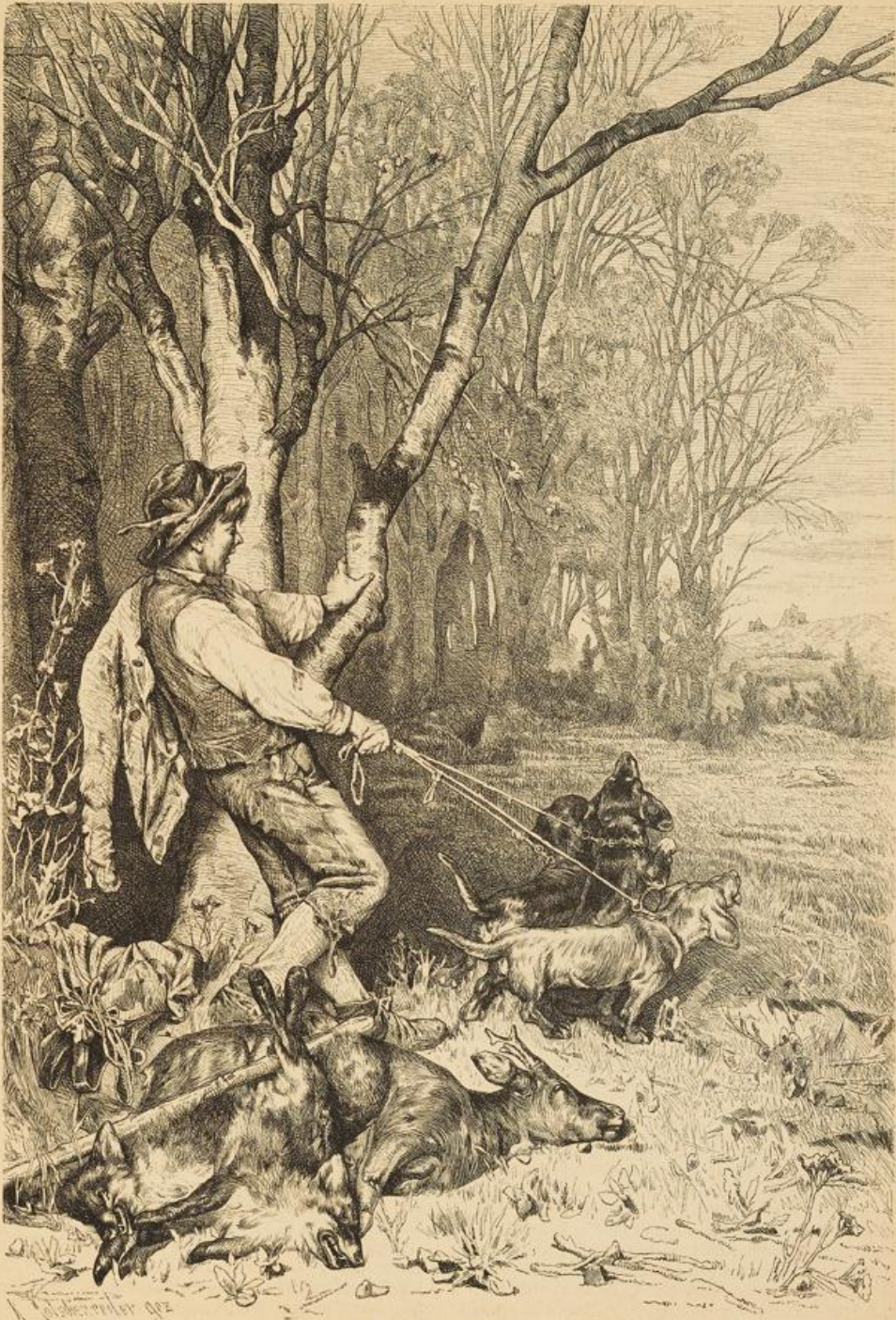
Der Winter ist da, die Geheimräthe fangen an, sich sporadisch in hohen Stiefeln, in der grauen Waidmannsjoppe und mit ungeheueren Jagdtaschen zu zeigen. Die Jagdklubs fahren in geräumigen Kesseln zu allen Thoren der Residenz hinaus, die Jagdfrühstücke werden epidemisch, und die modernen Nimrods eröffnen auf allen Feldmarken ihr wadenverderbliches Kreuzfeuer.

„Auuu!“ der Stammhase des Lichtenberger Reviere, der Nestor aller Hasen der Umgegend, liegt früh noch fest im Lager. Erst spät erhebt er sich, macht Männchen und sichert; die Winterluft streicht scharf über die Felder und setzt ihm empfindlich kühl über die Wolle hinweg. „Es wird Zeit, zu Holze zu gehen,“ meint er, „aber ich begreife gar nicht, wo sie diesmal bleiben.“

Nachdruck verboten.
Bel. v. 11. VII. 70.

So lange bis sein „Klub“ zum ersten Male kam, hielt er sich fest an den großen Wassergraben nahe der Chaussee; dann erst suchte er sein geschützteres Winterlager im Busch, von dem aus freilich die Rübenfelder schwerer zu erreichen sind.

„Endlich!“ — und er äugt scharf die Straße nach der Stadt entlang — „da kommen sie, also die sind's.“ Er hatte den Schauspieldirektor, den Kreisgerichtsrath, den Stadtphysikus, den Geheimen Baurath, zwei Vanquiers und den Professor auf sich zu nehmen, aber er kannte sie. Ohne Sorge ging er in die Saison. „Der Professor ist der gefährlichste; denn er ist ganz blind und man kann nie wissen, wo er hinschießt“, reflektirt er weiter, macht aber noch keinerlei Anstalten,



Ein Durchgebrannter.
Originalzeichnung von Kotschenreiter.

seine werthe Hosenperson in Sicherheit zu bringen. „Sie frühstücken noch erst,“ meinte er zufrieden.

Doch nun kommen sie. Sie haben entschieden sehr gut gefrühstückt, man sieht's ihnen an.

Aujüst überlegte eben, ob er sich nicht ganz einfach duden und im Lager bleiben sollte, aber da sieht er den Professor gerade auf sich zukommen. „Das wird bedenklich.“ Mit einem so großen Saße, als ihn seine alten Läufe zulassen, springt er an und geht eilig davon.

„Waidmannsheil!“ ruft er seinen sieben Besitzern zu. Der Professor war zwar beinahe auf ihn getreten, hatte ihn aber nicht gesehen. Dennoch sollte dies Aujüsts letztes Waidmannsheil gewesen sein. Dem Alldressiren nahte das verdiente Geschick.

In demselben Augenblicke, da er ansprang, ging ganz nahebei ein Volk Hühner auf und, wenn Hühner aufgingen, erschrak der Professor jedesmal, obgleich er schon seit dreißig Jahren Jäger war. Er erschrak also auch jetzt wieder; und da er den Wassergraben eben so wenig gesehen, wie Aujüst, so stolperte er, strangelte und fiel, — ein Schuß — sein Gewehr hatte sich entladen, die Schrotten fuhren glatt über den Sturz- oder hinweg und ein Korn ging dem Bösewicht gerade ins Herz. Er machte nur noch einen Satz, schlug zweimal mit den Vorderläufen und — war verendet.

„Professor, Unglücksmanich!“ riefen die anderen sechs Schützen entrüstet. „Sie haben ja Aujüst gemordet — was sollen wir nun den Winter über schießen?“ „Ich habe es ja gesagt, daß wir ihm kein Schrot in den Lauf geben dürfen,“ meint der Schauspielersdirektor außer sich.

Er aber erhob sich gravitatisch und lächelte stolz. Als er abends nach Hause kam und ins Zimmer seiner Gattin trat, warf er sich triumphierend in die Brust.

„Liebe Analle, ich habe heute meinen ersten Hahn geschossen.“ Seine Frau sah ihn groß an; sie bekam ordentlichen Respekt vor ihm.

Aujüst schlummerte sanft und schnornte am nächsten Sonntag vergeblich drei Stunden lang in der Bratpfanne der Frau Professorin — er war nicht mehr weich zu bekommen. Sein Schicksal aber hatte ihn nur vor einem noch härteren Loos bewahrt.

Nach wenigen Tagen brauste statt der friedfertigen Sieben die wilde Jagd über das Feld dahin. Sein schlimmer Vetter Reineke voran, hinterdrein die Meute, der Huntsman, der Whip. Dann kommt der Master und das Feld, an zwanzig Reiter in Roth, und über die Fluren schallt das Geläut der Hunde, und das „Tallih!“ der Jäger. Wie die Windsbraut rast alles dahin über Stock und Stein.

Reineke ist ein schlauer Patron. Er kennt Aujüsts Wassergraben genau und führt die Jagd dorthin — „brecht Euch das Genick nur, mir kann's schon recht sein.“ Mit der Ruhe war's hier nur doch aus gewesen, und Aujüst hätte sein Leben nach schmählicher Flucht unter den Fängen eines ungehoramen Hundes gelassen.

Als Reineke seinen Zufluchtsort erreicht hatte, drückte er sich schnell und schlug einen Haken. Er lief den Graben auf der Sohle entlang, und die Meute ging wirklich darüber hinweg. Das Feld kommt heran. Einige stürzen, die anderen blicken sich kaum nach ihnen um — wie bei der Attaque in der Schlacht. Die Hunde haben die Spur verloren, sie zerstreuen sich. Der Schlauberger denkt, er sei frei und springt aus dem Versteck, im scharfen Lauf gerade auf einen kleinen Hügel mit Wachholzerstrauch los. Dort kennt er einen alten verlassenen Bau, der ihn retten soll. „Waidmannsheil!“ sichert er vor sich hin.

Aber der laute Ruf des Huntsman nimmt schon die Hunde von der falschen Fährte ab und setzt sie frisch wieder an, unaushaltbar geht die Jagd weiter. Reineke hatte sich zu viel Zeit gelassen. Er meinte das sichere Mhl schon zu nahe. Jetzt hat er's erreicht — doch jäher Schrecken fährt lähmend in seine Glieder — der Listige ist überlistet. Die Jäger haben Sorge getragen, alle alten Nöhren in der Runde sorgfältig mit Reisig zu verstopfen. Er ist ermittelt! — Nun kann ihn nur Schnelligkeit retten. Stundenlang, meilenweit geht die

Jagd; nur wenige Reiter halten noch mit — fort über Hecken und Bäume, Berge hinauf, Gründe hinab. Endlich ist Reineke Hallali gemacht — die heiße Arbeit ist gethan. Der erste von den Jägern stößt triumphierend seine Ruthe an den Hut.

Am Abendhimmel steht schon der Mond, eine schmale kaum sichtbare Sichel — aber der Mann im Mond, der alles mit angesehen, verzerrt sein Gesicht zu hämlichem Vergnügen. Er schüttelte bedenklich den Kopf, als er Hunde und Reiter auf Tod und Leben dahinstürzen sah, und das alles um einen einzigen Fuchs. Er glaubte sicherlich, die wilde Jagd führe direkt ins Tollhaus. Uns andern Sterblichen geht es ähnlich.

Der Sportman aber schaut dafür auch mit erhaben mitleidigem Achselzucken auf uns und unseren Unverstand herab, der nicht begreift, daß es auf Erden nichts Schöneres, Menschenwürdigeres gibt, als hinter dem Fuchse zu reiten.

„Hinter dem Fuchse bildet sich der Mensch!“ — so begann der märkische Fuchshagverein seinen ersten ewig denkwürdigen Ausruf an alle Gentlemen in der Umgegend von Berlin.

Weder die Hege, noch gar die entleglichen Treibjagden, zu denen die Städte eingeladen werden, und wo das Wild nur Jugscheibe ist, sind aber nach des echten Waidmannes Sinn. Dem Jäger vom echten Schrot und Korn, nicht dem Akademiker, der da meint, es sei für die Jagd genug gethan, wenn er den grünen Jagdflausch trägt und sich eine gekaufte Auerhahnfeder an den Tyroler steckt, sonst aber nur für Forstkultur schwärmt, — ist das Leben mit der Natur und ihren Geschöpfen die Hauptsache. Nicht das Tödten des Wildes, wohl aber, es zu überlisten, an Ausdauer zu übertreffen, seine Wege, seine Gewohnheiten, die Triebe, nach denen es handelt, zu erforschen, nur zu schießen, was er mit untrüglicher Sicherheit so treffen kann, daß es unter dem Feuer bleibt, ist des echten Jägers Freude und Stolz.

Er sieht, wenn er morgens zur Pürsche geht, die Fluren erwachen, des abends auf dem Anstand sie zur Kälte gehen. Wo der Unkundige nichts erblickt als den Wald und die Felder, lebt und regt sich für ihn alles. Auf der Wiege begegnet ihm ein verspäteter Fuchs, der vom nächtlichen Raubzug heimkehrt. Es ist eine Fuchsin, die schwerbeladen die Morgenagung für ihre Jungen mitbringt. Ihre Tage sind gezählt; denn der Jäger kennt genau alle Fluchtröhren ihres Hauptbaues, nicht minder die nahegelegenen Nothbäume. Er sieht den Hinten in seinem kunstvoll gebauten Nest, das Hühnerfalkenpaar um das seine herumhergehen, er hört die Vorkufe auf allen Seiten, entdekt jede frische Spur und, da er die Standorte jedes Stück Wildes in seinem Forst genau festgesetzt hat, kann er kontrolliren, ob alles in Ordnung ist, ein jedes ist ihm „persönlich“ bekannt. Doch so muß es auch sein, wo der Wildstand gedeihen und die Jagd erfreulich sein soll. — Wie er des Morgens die Heimkehr beobachtet, so abends den Ausbruch. — Still wird's im Walde; der Vogelgeschlag ist verstummt, nur des Mhs eintöniger Ruf läßt sich noch hören, oder der jämmerliche Ton eines armen Huhns, das Klagen eines Junghahns, den der Fuchs ergriffen. Die letzten Sonnenstrahlen blinken vom Horizont aus zwischen den Stämmen hindurch, die Nebel quellen schon aus den Wiesen empor und lagern sich darüber wie der Spiegel eines weiten Sees. Still wie der Stamm der Nichte neben ihm steht der Jäger da. Zwei Schritte entfernt könnte man seine Gestalt für einen knorrigen Stumpf halten, der mit dem Holz daneben verwachsen ist. Lange wartet er, vollkommen regungslos; er waagt kaum zu athmen. Schon droht das Büchsenlicht auszugehen; da endlich läßt sich ein ganz leises vorsichtiges Brechen hören, und aus dem Waldbrande in die Dämmerung hinaus tritt der starke Boß, dem es heute gilt. Hier vorüber geht sein Wehjel. Erst steht er still, sichert behutjam nach allen Seiten, dann folgen acht oder zehn blitzschnelle leichte Schritte, zwei kurze Sätze; jetzt hebt er den Kopf, sichert abermals. Am Wald erscheinen hinter ihm die begleitenden Thiere. Nun macht der Boß wieder eine kurze Strecke — jetzt stellt er sich gut zu Schuß. Unser Jäger hat seine eigene Art. Ihm stehen Hirche und Rehböcke aufs Commando. Mit einem langgedehnten „Halt“ ruft er sie an. Einen Augenblick hebt sich das Wild, versteinert wie eine Statue.

Es ist nur ein Augenblick, aber der genügt dem sicheren Schützen; sein Schuß tracht weithin durch die Stille rollend, und mit gewaltiger Sage bricht das Opfer zusammen.

Nächstens wieder paßt er auf der Kanzel dem scheuen Eber auf, den er schon Wochen lang vergeblich verfolgte. Nur ein schwanfes Brett hat er droben in der Bude angebracht, und Stunden lang hält er mit eiserner Geduld auf dem unbequemen Sitz aus, wenn ihn auch alle Glieder schmerzen. Drüben am Fuße eines anderen Baumes hat er die Keilung — Kartoffeln und Erbsen — auf die Fährte des Keisers niedergelegt. Genau auf den Punkt gerichtet, wo sie liegt, ist droben neben ihm sein Gewehr befestigt. Er hat es mit Bast an die Baumäste gebunden, mit groben Posten geladen. Es kostete ihn allein eine Stunde voll Mühe und Arbeit, bis er das zu Stande gebracht. Nun hört er das Schwein im Gehölze brechen; dann kann er seinen dumpfen tappenden Schritt vernehmen; es muß ein besonders starkes Thier sein. So schweigend und stockdunkel die Nacht auch ist, traut es ihr doch nicht. Es sichert wie jedes Wild, bleibt stehen, macht ein paar Schritte, hält wieder. Erst nach geraumer Zeit hört man es an der Keilung leise schnalzen. Nun muß es schußgerecht sein. Ein Blitz, ein Knall — beim Feuerzeichen erkamte der Jäger einen prächtigen Eber. Fiebernd vor Aufregung gleitet er den Stamm hinab — kaum hat er jetzt die nöthige Vorsicht, von dem vielleicht nur Verwundeten nicht unnöthig geschlagen zu werden. Auch dieser Streich ist gelungen. Bei der kurzen Entfernung, in welcher er den Schuß erhielt, blieb auch der Eber unter dem Feuer.

Wer wirklich ein tüchtiger Jäger werden will, der muß dem edlen Waidwerk sein ganzes Leben weihen und früh anfangen. Als Knabe dem Vater das Frühlück und den kleinen Jagdwagen nachbringen, das ist die erste Schule. Auf dem angewiesenen Platz Stunden lang warten, lehrt die Natur und

ihr Leben beobachten. Dann folgt das Avancement zum Treiberjungen. Er darf die Hunde führen — ein schweres Geschäft; denn wehe ihm, wenn er sie auf nicht jagdbares Wild angehen läßt, oder gar auf einen zufällig flüchtenden Lampe, um das Hochwild zu verschonen. Bergmann, Funder und Waldmann haben ihn oft schon zu Boden geworfen, aber er läßt sich lieber schleifen, als die Leine fallen. Das Lob der Jäger ist seine Freude und sein einziger Lohn. Schon hat er Blick für die Jagd und sieht das Schwein, das die vornehmen Gäste seines Herrn den Vormittag über vergeblich suchen, ganz nahebei in einer Furche behaglich Haseröhren pflücken. Aber er hütet sich, es zu verrathen. Lieber schleicht er mit des Vaters Gewehr heimlich selbst hinaus, um ihm dort aufzupassen.

Welche Freude, als er die erste Klinte geschickt bekommt, ein alter französischer Lauf, grob geschäftet mit einem schweren neu angebrachten Perkussionschloß, aber für ihn doch ein großer Schatz. Feierlich ist ihm zu Muthe, wie er zum ersten Male damit hinaus darf. Und die Probe wird eine schwierige. Zu wenig Wild finden, ist schlimm, aber zuviel sehr, ist's nicht minder. Das erste, dessen er gewahr wird, sind ein Kammeler und eine Häsini, wohl nur zwölf Schritt von einander entfernt fest im Lager stehend. Was thun? Den einen schießen, die anderen verschonen, scheint ihm ganz unwardmännlich. Nach kurzem Besinnen aber schleicht er auf der Windseite flink und leise herum, bis beide Haisen für ihn in einer Schußlinie sind. Dann reißt er Hanken, und er hat sie richtig beide.

„Wenn Du in eine harte Lehre kommst, kann aus Dir etwas werden,“ jagt ihm der erfreute Vater. Die harte Lehre ist freilich nothwendig; sie trägt goldene Früchte.

Diesen Jägern vom echten Schrot und Korn, die sich's haben sauer werden lassen mit dem Waidwerk, wünschen wir vor allem heut unfer: „Waidmannsheil!“ W. v. D.

Am Familientische.

Bücherkhan. LIV.

Der arme Heinrich. Sieben Zeichnungen von Joseph Ritter von Fährich. In Holz geschnitten von K. Dertel. Mit Text nach Hartmann von Aue. Leipzig, Verlag von Alphonse Barr.

In den tiefstimmigsten Dichtungen des Mittelalters gehört die gegen das Ende des XII. Jahrhunderts entstandene Erzählung des Hartmann von Aue: „Der arme Heinrich“. Dieselbe lautet kurzgefaßt:

Herr Heinrich von Aue, schon von Gehalt und ein Spiegel aller ritterlichen Tugenden, dazu reich begabt mit vielen Gütern und Gaben, wird von einem bösen Auszag befallen; die Welt sieht ihn wie einß Hrob, dessen Geduld ihm aber fehlte, so daß er seine Schwachheit verwichne und den Tag seiner Geburt versuchte. Da alle Arznei keinen Trost hatten, rühete er sich zuletzt auf eine weite Reise nach Salerne in Weisland. Da fand er den weisen Meister in seiner Kunst, der jagte ihm, daß zwar etwas sei, was solcher Sucht Heilung brächte, aber dennoch möchte er nicht davon genesen. „Ihr müßt eine freie Magd haben,“ sprach er, „die mit ihrem Willen um Euch den Tod litte; mit dem Blut von ihrem Herzen wolle ich Euch wol heilen. Nun sehet, wie Ihr auf immer ungenesen seid.“ Heimgekehrt stoh der arme Heinrich vor der Welt zu einem Meier, dem er einst viel Gutes gethan, und der ihm nun alles mit Treue und Willigkeit vergalt. Aber mehr, als der Meier und seine Frau um ihn sorgten, that ihre Tochter; die wich nicht von seiner Seite und diente ihm, wenn er etwas begehrte; — das that sie drei Jahre lang, weil sie fromm war, um Gottes willen. Am Scherze hieß der trante Ritter das Mädchen oft sein Gemahl. Da aber seine Krankheit immer schlimmer ward, fragte ihn der Meier, wie es komme, daß er zu Salerne keine Heilung gefunden. Da erzählte er unter Thränen, was der Meister ihm gesagt, und wie er seitdem sich gefaßt gemacht, seine Noth zu tragen bis an sein Ende. Des Meiers Tochter hatte aber diese Rede gehört, und als man nachts schlafen ging und sie doch nicht schlafen mochte und manchen schweren Seufzer von ihrem Herzen holte, da wurde ihre Trauer um den armen Ritter also groß, daß ihre Eltern von dem Weinen erwachten. (Siehe das Bild S. 117.) So weinte sie Nacht um Nacht, bis sie endlich zu dem festen Entschluß kam: „Ich will keine Arznei sein und für ihn sterben.“ Dadurch ward sie froh und leichten Muthes; ihre Eltern verwießen ihr freilich die thörichte Rede, mußten aber zuletzt ihr den Willen gönnen. Auch der arme Heinrich willigte endlich darein, nachdem er lange es ihr geweilt. So fuhren der Ritter und die Magd nach Salerne. Als dort der Arzt ersehen, daß sie unwandbar wäre, band er das Mädchen fest auf einen Tisch und wogte sein Messer, um nach ihrem Herzen zu schneiden. Da dachte der Ritter, der durch einen Riß des Thyrpfeiles alles beobachtete: „Wie darf ich ohne Gottes Willen des Kindes Tod fordern und will nicht vielmehr meine Schmach vor Gott williglich tragen, ohne den ich doch nicht mag errettet werden.“

Dann drang er in das Gemach, zerschchnitt die Bande und rief: „Ich mag des Kindes Tod nicht sehen, Gottes Wille soll sich an mir erfüllen.“ Dabei blieb er trotz des Jammers und Klagens der Jungfrau, mit der er sich alsdann auf die Heimfahrt machte. Da erkannte ihr heider Treue der hohe Meister, vor dessen Auge keines Herzens Thor verschlossen ist, und wie er einst an Hrob sich erwiehen hatte, so that er auch jetzt und machte den tranten Ritter völliglich gesund. — Dadurch zeichnet sich,“ jagt Uhlend, „Hartmanns Gedicht vor anderen Darstellungen dieser Eberlage besonders aus, daß nicht das blutige Opfer äußerlich vollbracht und durch ein eben so gewaltiges Wunder die Todte wieder ins Leben gewedt wird, sondern daß die freiwillige Hingebung geistig vollendet wird und dann die Genesung nur leise wie ein Thau vom Himmel sinkt.“ — Der den Lesefinnen gewiß willkommene Schluß ist übrigens, wie un schwer zu errathen, eine Hochzeit zwischen dem ganz verjüngten Ritter und der treuen Jungfrau, der er sein Leben zu danken hatte.

Seitdem die Brüder Grimm im Jahre 1815 das Hartmannsche Gedicht herausgegeben, ist dasselbe ein Gegenstand fortwährenden Studiums der Gelehrten geblieben und durch eine Reihe Uebersetzungen auch dem nichtgelehrten Publikum zugänglich gemacht worden. Am meisten Treue und Freiheit vereint Simrocks Uebersetzung, während Chamisso eine Uebersetzung geliefert hat, die fast eine Umdichtung zu nennen ist. Obgleich so vieles geschehen, diese werthvolle Dichtung dem modernen Geschmad zugänglich zu machen, irrt Simrook doch gewiß, wenn er meint: „Sie ist wie für den hentigen Geschmad geschrieben und wird im neunzehnten Jahrhundert mit demselben Entzücken gelesen werden wie im Anfang des dreizehnten.“ Vielmehr dürfte manchem unserer Leser das Gedicht bisher unbekannt geblieben sein, und sicherlich gibt es viele, die unter Berufung auf hohe Autoritäten, wie Goethe, Hegel und Gervinus sich dagegen sträuben, überhaupt etwas Poetisches darin zu erkennen; die vielleicht so urtheilen, ohne dasselbe je gelesen zu haben. Neue Freunde zu den alten zu werden und die alten neu zu erfreuen, ist nun die so eben aus der Presse hervorgegangene Darrsche Ausgabe in hohem Grade geeignet. Das Gedicht ist hier in „einer kürzeren Prosaerzählung“ wiedergegeben, welche bei einiger Freiheit der Uebersetzung doch im Tone einen dem Original ähnlichen Eindruck zu geben versucht. Dieser wirklich gut gelungenen Arbeit haben wir die oben gegebene Analyse zum Theil wörtlich entnommen. In der neuen Textbearbeitung sind dann die nachgelassenen sieben Zeichnungen des im vorigen Jahre zu Wien verstorbenen Joseph von Fährich gekommen. Niemand war wohl berufener dazu, als dieser berühmte Maler der Romantik. Mit Zeichnungen zu Tieds „Genoveva“ und „Phantasia“ hatte er einst seine künstlerische Laufbahn begonnen — die Zeichnungen zu Hartmanns „Armer Heinrich“ sind ein würdiger Schluß derselben. Der sittliche Ernst der Auffassung, die Reinheit der Formen, die Schönheit der

Gewandung und die freie ungezwungene Bewegung seiner Figuren, welche Vorzüge selbst von seinen Gegnern anerkannt werden, zeichnen auch diese neuesten Bilder aus; und wenn die herbe Selbstbeschränkung auf eine vorwiegende Darstellung des Seelenlebens bei Verleugnung fast aller sinnlichen Mittel nicht zusagt, der wird doch nicht leugnen können, daß sie dem kaislichen Tone des Hartmannischen Gedichtes durchaus entspricht. Die prachtvolle Ausstattung des Buches, von der typographisch meisterhaften Textvertheilung auf holländischem Büttenpapier bis zu dem stilvollen Renaissanceeinband, die sich seit der „Ausgabe der Bicherfreunde“ bei uns einbürgern angefangen hat, vollendet die Schönheit dieser Neuauflage eines alten Kleinodes unserer Literatur. R. K.

Ein Prämienwerk des Albertvereins.

Der Albertverein (der Landesverein des Königreichs Sachsen für Krankenpflege im Krieg und Frieden) hat für eine Wohlthätigkeitsverlosung (zum Besten der im Bau begriffenen Pflgerinnenasyle und Aul nicht Krankenhäuser in Dresden) nach Art der sog. „Wienblätter“ ein Buch herstellen lassen, welches für weitere Kreise Interesse haben wird. Es heißt: „Walderalbum zur neueren Geschichte des Holzschmittes in Deutschland“ und bietet in 118 Bilderproben eine Uebersicht der Geschichte des neueren deutschen Holzschmittes von seiner Wiedereverwödung gegen Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts durch die beiden Unger, Gubitz und andere bis zu seiner heutigen hohen Entwicklung. Die Verlagshandlung Seemann, welche das Werk geschnitten und hochverdiendigt zusammengestellt hat, hat sich außerdem, durch Zeimangel und Formet beengt, vielfach mit dem begnügen müssen, was ihr um des wohlthätigen Zweckes willen an Schnitten und Etichs dargeliehen wurde, und so findet sich manches in dem Werke, worauf der Spruch von geschnittenen Gauen, dem man nicht ins Maul sieht, anzuwenden ist. Das Beste und Meiste hat sie selbst hergeben müssen. Davon abgesehen, gibt das Werk, welches nicht in den Buchhandel kommt, sondern nur durch Erwerbung von Loosen zu erlangen ist, einen sehr orientirenden Ueberblick über seinen interessanten Stoff. Wünschenswerth bleibt jedoch, daß die Geschichte des neuen deutschen Holzschmittes einmal um ihrer selbst willen geschrieben werde: und es wäre schade, wenn es bei diesem Wohlthätigkeitsanlaufe bliebe, so schund und nützlich das prächtige Buch auch ausgefallen ist.

Der Tseto oder Honigvogel.

Vor einigen Jahren, schreibt uns Herr Chr. Stech aus Südafrika, hatte ich meinen Ochsenwagen vorausgeschickt, um noch länger bei meinem lebenswürdigen Wirthe bleiben zu können und folgte selbst erst um die Mittagsstunde nach. Damit ich den Weg nicht verfehle, war mir ein berittener Schwarzer mitgegeben worden, und so ritten wir denn selbster fürsich. Die Sonne brannte heiß und der Wagen war uns weiter voraus, als ich angenommen hatte, so daß wir, auch als wir bereits drei bis vier Stunden geritten waren, ihn noch immer nicht eingeholt hatten. So ritten wir denn schweigend und durstig neben einander her, als mein schwarzer Führer plötzlich anscrief: „Na Mineri ha u ulua na?“ („Nun, mein Herr, hörst Du nicht?“) — „Nein, ich höre nichts,“ erwiderte ich. — „Und er: „Kitseto, kitseto.“ („Es ist Tseto, es ist Tseto.“) — „Tseto? Was ist denn das?“ fragte ich. — Darauf er: „Na ha se, nonyano, o ro tsochisang, dinoschima?“ („Nun, ist es denn nicht der Vogel, der uns wissen läßt den Honig?“) Ich horchte aufmerksam hin und vernahm nun Laute, die volatlos und etwa in „Tset“ gehalten, sich ungefähr so wiedergeben lassen: „Tset tset tset tset tset tset.“ Als wir näher kamen, wurde ich das Tücherchen auch gewahrt. Es war vor uns aufgeschlagen und sah nun in den Zweigen eines Dornbaums, wobei es seinen Ruf unauthorlich wiederholte. Der Vogel hatte die Gestalt einer Bachstelze

oder besser noch eines Fliegenrücklappens, war von speerlingsgrauner Farbe und war etwas kleiner als unsere deutsche Hausstaube.

Mein Führer forderte mich nun dringend auf, dem Vogel zu folgen, da derselbe offenbar ein Bienennest gefunden habe und uns rufe. „Wer weiß, ob er nicht aus einem andern Grunde schreit?“ wandte ich ein. — „O mein,“ war die Antwort des Schwarzen, „der gewöhnliche Schrei klingt ganz anders, etwa so . . .“ und es ertönte nun ein langgezogenes singendes „turr, turr, turr.“

Wir ritten nun vom Wege ab, hinter dem Vogel her. Dieser flog, sobald er gewahrt wurde, daß wir ihm folgten, laut rufend von Baum zu Baum, bis er endlich auf einem trocknen Dornbaume verstumte.

„Ki tsechupo ka chobane dinosche di kohanzi, a ro lehdolelong Mineri.“ („Das ist das Zeichen, daß jetzt der Honig nahe ist, darum laß uns genau suchen, mein Herr,“) bemerkte mein Begleiter. Er hatte kaum ausgesprochen, als er auch schon die Nester der Bienen entdeckt hatte. Leider waren es diesmal Erdbienen, so daß wir, die wir weder Spaten noch Hade bei uns hatten, bei der großen Härte des Erdbrechens nicht viel ausrichten konnten. Immerhin gelangten wir zu einigen Honigschneiben, die uns prächtig erquickten. Aus Dankbarkeit liehen wir ein wenig für den Vogel zurück, der sich denn auch sofort darüber her machte.

Als ich einige Zeit darauf mit einem afrikanischen Bauern reiste, waren wir eines Tages im ersten Augenblicke nicht wenig erstaunt, als plötzlich die gesammte schwarze Dienerschaft vom Wagen sprang und in das Dickicht eilte. Sie hatten eben den Honigruf des Honigvogels vernommen und lehrten wirklich bald darauf mit zahlreichen Honigschneiben zurück.

Ein anderes Mal war ich bereits zehn Stunden unterwegs und vor Durst fast verichmachtet, als ich auf einen Trupp Schwarzer traf, die im Schatten eines Dickichts behaglich aßen und plauderten. Auf meine Frage, ob sie nicht Wasser hätten und was sie da äßen, antworteten sie: „Nun, ist es denn nicht der Honig?“ Sie waren eben auch durch einen Honigvogel dazu gekommen.

Der Honigvogel ist so zuverlässig, daß die Schwarzen ihm blindlings folgen. Seine Stimme übt eine Wirkung auf sie aus, wie der Befehl eines Hauptmanns auf die Kompagnie. Mögen sie arbeiten, was und bei wem es auch sei, sobald sie vernehmen, der Tseto melde Honigspeise (und Honig ist Königspeise, die in der Regel nur der Häuptling essen darf), so ist kein Haltet und alles strebt auseinander und eilt dem Vogel nach. Gehen die Waben dann auf die Weize, so heißt es gewiß: „A ro thabischong polo ea tseto.“ („Laßt uns erlösen das Herz des Tseto,“) und man läßt einige Waben für den Honigvogel zurück, der sich dann auch ganz unbefangenen daran erquicket.

Werkwürdig ist, daß der Tseto nichts von dem entdeckten Honig genießt, ehe ein Mensch ihn ausgenommen hat. Er fliegt vielmehr, wenn er ein Nest gefunden hat, so lange laut rufend an den Wegen hin und her, bis man ihm folgt.

*) Sollte das nicht daran liegen, daß der Vogel selbst nicht ohne menschliche Hilfe zu dem Honig gelangen kann? Die Red. d. Z.

Inhalt: Unser Graf. (Fortsetzung.) Erzählung von Theodor Hermann Pantenius. — Der südamerikanische Eisenbahnbau. Von Th. W. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—50. VII. — Waidmannsheil. Von W. v. D. Zu dem Bilde: Ein Durchgebrannter. Von Korfchenreiter. — Am Familientische: Bächerfchau. LIV. Mit einer Zeichnung Joseph v. Führichs zu Hartmann v. Aues „Armer Heinrich“. — Ein Prämienwerk des Albertvereins. — Der Tseto oder Honigvogel. Von Chr. Stech.

In der Verlagshandlung des Dacheim erschien so eben:

Deutsche Literaturgeschichte

von Robert Koenig.

I. Abtheilung, mit zahlreichen Chromolithographien und Holzschnitten im Text. Preis 4 Mark.

Vollständig in 3 Abtheilungen wie die erste, die einen stattlichen Band von 40 Bogen mit zahlreichen Farbendruck und erläuternden Holzschnitten im Text zum Preise von 12 Mark bilden werden.

Die Verlagshandlung bietet in dieser Literaturgeschichte ein mit viel Liebe und Sorgfalt gepflegtes Werk, das sich an das Interesse gebildeter Familien, Literaturfreunde, auch junger Leute beiderlei Geschlechts wendet. Der Text umfaßt die deutsche Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit und bietet reichliche Proben und Analysen. Die Abbildungen sind kein müßiges Beiwerk, sondern bestehen theils in kunstvollen chromolithographischen Nachbildungen literarhistorisch merkwürdiger Handschriften (in der I. Abtheilung z. B. ein Blatt aus dem Codex argenteus, der gothischen Bibelübersetzung des Wiflas, zu Upsala; das Bessobrunner Gebet in München; ein Blatt aus der Heliandhandschrift zu München, aus Otfrieds Evangelienharmonie zu München; eine farbige Miniature aus Wernhers von Tegernsee Marienleben zu Berlin; eine Seite der Manessischen Minneliederhandschrift zu Paris, der Weingartner Handschrift zu Stuttgart), theils aus erläuternden Abbildungen verwandten kulturgeschichtlichen Inhalts, theils aus gleichzeitigen Porträts.

Das Werk wird in drei vierteljährlichen Zwischenräumen vollständig werden und in gediegenem Einbände als ein beiseidenes Prachtwerk von mittlerem Preise zur Bereicherung der Familienbibliothek und zu Geschenkweden dienen können. Zu letzterer Verwendung empfehlen wir für die bevorstehende Weihnachtszeit schon die I. Abtheilung.

Die Verlagshandlung von Velhagen & Klasing.

Veransgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Dacheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von H. G. Teubner in Leipzig.